

Seminar-Reader

Das Spiegelstadium /Jacques Lacan

Anfangen

- Drei Angänge
 - o E. Ragland-Sullivan 1
 - o A. Cremonini 1
 - o S. Weber 2
- Zwei Eröffnungen
 - o Foucault 5
 - o Lacan 6

Biographischer Zugang zu den frühen Schriften Lacans

- Nicolas Langlitz: Die Zeit der Psychoanalyse (Auszug) 9

Reflexionen über die Psychoanalyse (Marienbad I)

- Jacques Lacan: Jenseits des Realitätsprinzips 20

Der erste(?) Entwurf des Spiegelstadiums (Marienbad II)

- Jacques Lacan: Das Spiegelstadium ... 42

Die Funktionen des Imaginären und des Spiegelstadiums

- Samuel Weber: Rückkehr zu Freud (Auszug) 50
- Philippe Julien: Jacques Lacan's Return to Freud (Auszug) 62

Narrationen der Subjektwerdung (Wie kommt der Mensch in den Menschen?)

- Sigmund Freud: Zur Einführung des Narzissmus (Auszug) 70
- Melanie Klein: Die Bedeutung der Symbolbildung ... 77

**Ellie Ragland-Sullivan: Jacques Lacan und die Philosophie der Psychoanalyse,
Weinheim 1989 (Auszug)**

/7/

Vorwort und Danksagung

Jacques Marie Emile Lacan (1901-1981) dürfte zu den bedeutendsten Denkern Frankreichs seit Rene Descartes zählen und war sicherlich einer der innovativsten und weitreichendsten in Europa seit Friedrich Nietzsche und Sigmund Freud. Er stand in seiner Ausbildung zum Psychoanalytiker in der Tradition der Schule Freuds. Seine Wiederaneignung der Freudschen Theorien und besonders die Genauigkeit, mit der er Freuds frühere Beobachtungen hinsichtlich von Symbolen und Sprache teilte, führten ihn zu einer Relektüre der Texte des Begründers der Psychoanalyse, so umfassend und radikal, daß diese Wiederaneignung des Freudschen Werkes faktisch ein neues Menschenbild konstituierte. Lacans Lehre beendete eine Ära, in der es noch möglich war, über die menschliche Psyche ohne Bezug zum Ethos der Sprache zu sprechen, von der sie strukturiert wird, und die auf diese Weise jede bewußte und unbewußte Wahrnehmung bestimmt. In diesem Sinn besitzen Lacans revolutionäre psychoanalytische Theorien eine zwingende und nicht hinwegzudiskutierende Relevanz auch für die Philosophie, die Linguistik, die Literaturwissenschaft und die umfassenderen Disziplinen der Humanwissenschaften. Traditionelle philosophische Streitfragen um das wahrnehmende Subjekt in seiner Beziehung zur Objektwelt, um den Rang, den das menschliche Wissen einnimmt, die Bedeutung des Verhältnisses von Diskurs und Kultur, das Geheimnis sexueller - um nicht zu sagen - menschlicher Identität, die Bedeutung der Freiheit des Handelns: sie alle werden auf verblüffende Weise von Lacans psychoanalytischem Denken problematisiert und erhellt.

Andreas Cremonini: Die Durchquerung des Cogito, München 2003 (Auszug)

/13/

Was will Lacan? - Das ist, berücksichtigt man die öffentliche Wahrnehmung seines Werkes, keine leichte Frage. Bei den unterschiedlichen Etikettierungen, die die Arbeiten des französischen Psychoanalytikers erfahren haben, gehören Formulierungen, die aus

dem Assoziationsbereich des Dunkeln, Diffusen oder Zwielfichtigen schöpfen, zum festen Bestand. Die gut eingespielte Klage über die lacansche obscuritas geht nicht selten einher mit einer Reihe von Vorwürfen, die sich bei näherer Betrachtung wie ein Verzeichnis intellektueller Kapitalverbrechen ausnimmt: Eklektizismus, Plagiarismus, Mystizismus, eleganter Unsinn - es gibt kaum eine akademische Todsünde, derer man den französischen Psychoanalytiker nicht bezichtigt hätte. Selten jedoch hat man sich die Frage gestellt, warum Lacans Texte zu solchen pauschalen Verdikten reizen.

Samuel Weber: Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Ent-stellung der Psychoanalyse, Wien 2000 (Auszug)

/205/

11. Lacan heute

Die Psychoanalyse: Eine Sache des Denkens

Vor einiger Zeit, als ich anfang, diese Zeilen zu schreiben, fragte mich ein amerikanischer Kollege, worüber ich zur Zeit arbeite. Ich sagte ihm, daß ich dabei war, einen einleitenden Vortrag über Jacques Lacan zu schreiben. Der Kollege, der die Arbeit Lacans gut kennt, war erstaunt: „Aber wie soll gerade Lacan durch einen Vortrag eingeführt werden, noch dazu innerhalb einer Stunde?“ Ich antwortete rasch: „Irgendwo muß man ja anfangen!“ Ich muß allerdings gestehen, daß mir diese Antwort nicht behagt, heute noch weniger als damals. Gewiß muß man immer irgendwo anfangen, auch bei einem so schwierigen Denker und Schriftsteller wie Lacan. Doch der Anfang eines dreimonatigen Seminars birgt ganz andere Möglichkeiten als der eines einstündigen Vortrags. Denn zur Eigenart des Lacanschen Schreib- und Denkstils gehört es, sich gerade dort zu entziehen, wo man meint, ihn endlich greifen oder begreifen zu können. Trotz der vielen Formeln und der berühmt-berüchtigten Apodiktizität, das Denken Lacans ist immer tastend, erprobend, vorläufig, nie ein für allemal festgelegt. „Seine Aussagen“, wie er schreibt, „erfüllen ihre Funktion lediglich an ihrer Stelle“. Doch wie soll diese Stelle ausgemacht werden, wenn sie selbst unaufhörlich in Bewegung ist?

Diese Frage ist insofern berechtigt, als die Schwierig-

/206/

keit hier nicht allein in der Kompliziertheit oder Abstraktion der Lacanschen Gedanken liegt. Was im Wege einer knappen Zusammenfassung dieses Denkens und Schreibens steht, ist die Tatsache, daß das, was ich gerade „Zusammenfassung“ genannt habe, gerade zu den Sachen gehört, die von Lacan immer wieder problematisiert werden. Darin kann man etwas sehen, was das Denken Lacans mit dem Heideggers teilt (und vielleicht darüber hinaus, mit allen großen Denkern zumindest seit Kant): das, was früher in der Philosophie „Synthese“ genannt worden ist, ist bei ihm höchst fragwürdig geworden. Diese synthetische, synoptische Verfahrensweise daher unreflektiert vorauszusetzen, würde heissen, einen wesentlichen Moment des Lacanschen Denkens von vornherein verfehlen zu müssen. Freuds Einsicht in die abgeleitete Natur der subjektiven Identitätsinstanz, seine Überzeugung, dass das „Ich“ nicht von Anfang an gegeben, sondern als ein „Zusammengesetztes“ aufzufassen sei, wird bei Lacan weitergedacht und auf die Psychoanalyse selbst, als Theorie und Praxis, ausgedehnt. Identität - ob als Beobachtung oder als Sprache, die sie artikuliert - wird ebensowenig unverändert hingenommen als bei Freud, der die folgende Konsequenz für die Traumdeutung daraus zieht:

Für unsere Deutung bleibt es Vorschrift, den scheinbaren Zusammenhang im Traum, als seiner Herkunft nach verdächtig, in allen Fällen unbeachtet zu lassen und vom Klaren wie vom Verworrenen den gleichen Weg des Rückgangs zum Traummaterial einzuschlagen.

**Michel Foucaults Antrittsvorlesung am Collège de France am 1.12.1970:
in: Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt/M. 1991**

/9/

In den Diskurs, den ich heute zu halten habe, und in die Diskurse, die ich vielleicht durch Jahre hindurch hier werde halten müssen, hätte ich mich gern verstohlen eingeschlichen. Anstatt das Wort zu ergreifen, wäre ich von ihm lieber umgarnt worden, um jedes Anfangens enthoben zu sein. Ich hätte gewünscht, während meines Sprechens eine Stimme ohne Namen zu vernehmen, die mir immer schon voraus war: ich wäre es dann zufrieden gewesen, an ihre Worte anzuschließen, sie fortzusetzen, mich in ihren Fugen unbemerkt einzunisten, gleichsam, als hätte sie mir ein Zeichen gegeben, indem sie für einen Augenblick aussetzte. Dann gäbe es kein Anfangen. Anstatt der Urheber des Diskurses zu sein, wäre ich im Zufall seines Ablaufs nur eine winzige Lücke und vielleicht sein Ende.

Ich hätte gewünscht, daß es hinter mir eine Stimme gäbe, die schon seit langem das Wort ergriffen hätte und im Vorhinein alles, was ich sage, verdoppelte und daß diese Stimme so spräche: »Man muß weiterreden, ich kann nicht weitermachen, man muß weiterreden, man muß Wörter sagen, solange es welche gibt; man muß sie sagen, bis sie mich finden, bis sie mich sagen - befremdende Mühe, befremdendes Versagen; man muß weiterreden; vielleicht ist es schon getan, vielleicht haben sie mich schon gesagt, vielleicht haben sie mich schon an die Schwelle meiner Geschichte getragen, an das Tor, welches sich schon auf meine Geschichte öffnet (seine Öffnung würde mich erstaunen).«

Ich glaube, es gibt bei vielen ein ähnliches Verlangen, nicht anfangen zu müssen; ein ähnliches Begehren, sich von vornherein auf der anderen Seite des Diskurses zu befinden und nicht von außen ansehen zu müssen, was er Einzigartiges, Bedrohliches, ja vielleicht Verderbliches an sich hat. Auf diesen so verbreiteten Wunsch gibt die Institution eine ironische Antwort, indem sie die Anfänge feierlich gestaltet, indem sie

/10/

sie mit ehrfürchtigem Schweigen umgibt und zu weithin sichtbaren Zeichen ritualisiert. Das Begehren sagt: »Ich selbst möchte nicht in jene gefährliche Ordnung des Diskurses

eintreten müssen; ich möchte nichts zu tun haben mit dem, was es Einschneidendes und Entscheidendes in ihm gibt; ich möchte, daß er um mich herum eine ruhige, tiefe und unendlich offene Transparenz bilde, in der die anderen meinem Erwarten antworten und aus der die Wahrheiten eine nach der anderen hervorgehen; ich möchte nur in ihm und von ihm wie ein glückliches Findelkind getragen werden. « Und die Institution antwortet: »Du brauchst vor dem Anfangen keine Angst zu haben; wir alle sind da, um dir zu zeigen, daß der Diskurs in der Ordnung der Gesetze steht; daß man seit jeher über seinem Auftreten wacht; daß ihm ein Platz bereitet ist, der ihn ehrt, aber entwaffnet; und daß seine Macht, falls er welche hat, von uns und nur von uns stammt.«
(...)

**Jacques Lacans Eröffnung des Seminars „Freuds technische Schriften“ am Institut von Saint-Anne am 18. 11. 1953:
in: Das Seminar, Buch I, Weinheim, 1990**

/7/

Der Lehrer unterbricht das Schweigen durch gleichgültig was, einen Sarkasmus, einen Fußtritt.

So geht auf der Suche nach einem Sinn ein buddhistischer Lehrer vor, entsprechend der Technik des *Zen*. Es ist Sache der Schüler selbst, die Antwort auf ihre eigenen Fragen zu suchen. Der Lehrer trägt nicht *ex cathedra* eine abgeschlossene Wissenschaft vor, er bringt die Antwort bei, wenn die Schüler in der Lage sind, sie selbst zu finden. Diese Lehre ist eine Absage an jedes System. Sie deckt ein Denken in Bewegung auf - gleichwohl fähig zum System, denn es zeigt notwendigerweise ein dogmatisches Gesicht. Freuds Denken hält sich durchweg geöffnet für Überprüfung und Überarbeitung. Ein Irrtum, es auf abgenutzte Worte zu reduzieren. Jeder Begriff besitzt in ihm sein eigenes Leben. Und genau das heißt Dialektik. Einige von diesen Begriffen waren in einem bestimmten Augenblick für Freud unentbehrlich, denn sie enthielten die Antwort auf eine Frage, die er zuvor, in anderer Terminologie, formuliert hatte. Ihre Bedeutung kann also nur erfassen, wer sie in ihren Kontext wieder einsetzt. Doch es genügt nicht, Geschichte, Theoriengeschichte zu treiben und zu sagen, daß Freud in einem szientistischen Jahrhundert aufgetreten sei. Mit der *Traumdeutung* wird nämlich

eine qualitative Differenz, eine konkrete psychologische Dichte wiedereingeführt, will heißen der Sinn.

Vom szientistischen Gesichtspunkt aus schien nun Freud an das am tiefsten archaische Denken anzuschließen - etwas in den Träumen zu lesen. Später soll er auf kausale Erklärungen zurückgekommen sein. Aber bei der Interpretation eines Traumes es ist man immer in der Fülle des Sinns. Was in Frage steht, ist die Subjektivität des Subjekts, in seinen Begierden, seiner Beziehung zur Umwelt, zu den anderen, zum Leben selbst. Unsere Aufgabe ist es hier, das Register des Sinns wiedereinzuführen, ein Register, das selbst auf seinem eigenen Gebiet zu reintegrieren ist. Brücke, Ludwig, Helmholtz, Du Bois-Reymond haben eine Art von Treueschwur formuliert - alles lasse sich auf physische Kräfte zurück-

/8/

führen, die der Attraktion und der Repulsion. Wenn man von diesen Prämissen ausgeht, gibt es keinen Grund, sie zu verlassen. Wenn Freud sie verlassen hat, so weil er von anderen ausgegangen ist. Er hat es gewagt, demjenigen Bedeutung beizumessen, was ihn selbst betraf, den Antinomien seiner Kindheit, seinen neurotischen Beschwerden, seinen Träumen. Aus diesem Grunde ist Freud für uns alle ein Mensch, der wie jeder andere im Schnittpunkt aller Kontingenzen steht-von Tod, Frau und Vater.

Das bedeutet eine Rückkehr zu den Quellen und verdient nur kaum den Titel Wissenschaft. Es geht mit der Psychoanalyse wie mit der Kunst des guten Kochs, der das Tier richtig zu zerlegen weiß und die Gelenkstellen mit dem geringsten Widerstand ablöst. Es ist bekannt, daß es für jede Struktur eine ihr eigene Form der Konzeptualisierung gibt. Doch da dies Verfahren geradewegs zu Komplikationen führt, zieht man's vor, sich an den monistischen Begriff einer Deduktion der Welt zu halten. Und so geht man denn in die Irre. Man muß sich gegenwärtig halten, daß wir nicht mit dem Messer sezieren, sondern mit Begriffen. Begriffe haben eine genuine Realitätsform. Sie ergeben sich nicht aus der menschlichen Erfahrung - täten sie es, so läge die Sache einfach. Die ersten Benennungen ergeben sich aus den Worten selbst, es sind Instrumente, um die Dinge zu umreißen. Jede Wissenschaft bleibt also, in die Sprache verstrickt, noch lange im dunkeln.

Es gibt zunächst eine ausgebildete Sprache, deren wir uns als eines überaus unscharfen Instruments bedienen. Von Zeit zu Zeit ereignet sich ein Umschwung - beispielsweise vom Phlogiston zum Oxigen. So führt Lavoisier, zur gleichen Zeit wie sein Phlogiston, den besseren Begriff des Oxygen ein. Die ganze Schwierigkeit hat ihre Wurzel darin, daß man mathematische oder andere Symbole nicht ohne die geläufige Sprache einführen kann, denn man muß mit dieser erklären, was man mit jenen zu tun gedenkt. Folglich befindet man sich auf einer gewissen Ebene der menschlichen Kommunikation, in diesem Fall auf der des Therapeuten. Trotz seiner Verneinung befindet sich auf ihr auch Freud. Doch wie Jones uns gezeigt hat, hat er von Anfang an gegen seinen Hang, sich dem Gebiet der Spekulation zu überlassen, Askese geübt. Er hat sich der Disziplin der Fakten und des Laboratoriums unterworfen. Er hat sich von der unscharfen Sprache entfernt. Betrachten wir nun den Begriff des Subjekts. Wenn man ihn einführt, so führt man sich selbst ein. Der zu Ihnen spricht, ist ein Mensch wie die

/9/

andren - er bedient sich einer unscharfen Sprache. Er selbst steht also in Frage. Freud weiß nun von Anfang an, daß er auf dem Gebiet der Analyse von Neurosen nur dann fortschreitet, wenn er sich selbst analysiert. Die zunehmende Bedeutung, die man heutzutage der Gegenübertragung zumißt, belegt die Einsicht in das Faktum, daß es in der Analyse nicht allein den Patienten gibt. Man ist zu zweit - und nur zu zweit. Phänomenologisch stellt die analytische Situation sich als eine Struktur dar, das heißt, daß nur durch sie allein gewisse Phänomene isolierbar, abtrennbar werden. Die Subjektivität stellt dagegen eine andere Struktur dar, eine, die den Menschen die Vorstellung ermöglicht, sie könnten sich selber verstehen. Neurotisch zu sein kann einem also dazu verhelfen, ein guter Psychoanalytiker zu werden, und zu Beginn hat es Freud gute Dienste getan. Wie Monsieur Jourdain mit seiner Prosa, so machen wir Sinn, Widersinn und Un-Sinn. Doch noch kommt es darauf an, die Linien der Struktur zu finden. Auch Jung entdeckt in den religiösen und den Traumsymbolen, zu seinem Entzücken, bestimmte Archetypen, die der menschlichen Gattung insgesamt eigen sind. Auch das ist eine Struktur-doch eine andere als die der Analyse.

Freud hat den dieser Struktur eigenen Determinismus formuliert. Daher rührt die Ambiguität, die sich in seinem gesamten Werke wiederfindet. Ist, zum Beispiel, der Traum Begehren oder Anerkennung des Begehrens? Das Ego - um ein weiteres Beispiel zu zitieren - gleicht einerseits einem leeren Ei, das sich auf seiner Oberfläche durch die Berührung mit der Wahrnehmungswelt differenziert, doch es ist andererseits, immer wenn wir ihm begegnen, auch dasjenige, was mein oder ich (moi, je), was man sagt, von den anderen spricht und sich in verschiedenen Formen äußert.

Wir wollen den Techniken einer Kunst des Dialoges folgen. Wie der gute Koch müssen wir wissen, auf welche Gelenkstellen und welche Widerstände wir stoßen.

(...)

Nicolas Langlitz: Die Zeit der Psychoanalyse, Frankfurt/M 2005 (Auszug)

/30/

Der Surrealismus oder Wie die Psychoanalyse durch die Hintertür kam

In dem der Psychoanalyse so wenig gesonnenen Frankreich waren die Surrealisten die erste Gruppe, welche die Psychoanalyse voller Enthusiasmus begrüßte. Ihr Kopf Andre Breton hatte während des Ersten Weltkrieges als medizinischer Assistent in den Militärhospitälern Saint-Dizier in Nordostfrankreich und Val-de-Grace in Paris mit Patienten gearbeitet, die wegen geistiger Störungen von der Front zurückgeschickt worden waren, unter ihnen viele von Granatexplosionen Traumatisierte (eine Kriegsverletzung, die nun infolge der waffentechnischen Neuerungen gehäuft auftrat). Zeitweilig wurde er auch abgestellt, um als Assistent Babinskis im Pariser Krankenhaus La Pitie zu dienen. Er nutzte die Zeit, sich mit der klassischen Psychiatrie vertraut zu machen, las Charcot und Kraepelin und lernte vermittelt durch ein Buch von Hesnard und Emmanuel Regis auch die Psychoanalyse kennen. »Dementia praecox, Paranoia, Dämmerzustände. / Oh deutsche Dichtung, Freud und Kraepelin!«, schrieb er überschwänglich an einen Freund. Auch Salvador Dali, Louis Aragon und viele andere Mitglieder der surrealistischen Bewegung ließen sich von Psychiatrie und Psychoanalyse inspirieren. Breton nutzte das automatische Schreiben, jene Methode, die Janet (und

auch Binet) zu therapeutischen Zwecken verwendet hatten, als literarische Technik, und Dalí ersetzte diese Experimente alsbald durch seine Technik der »paranoischen Kritik«.

/31/

Die Begeisterung der Surrealisten für die Psychopathologie trug wesentlich zur Verbreitung des Freudianismus in Frankreich bei. Henri Ey, der mit Lacan in den zwanziger Jahren studierte und 19 So als einer der bedeutendsten Psychiater Frankreichs die World Psychiatric Association gründete, soll gesagt haben, dass er die Psychoanalyse zuerst über den Surrealismus entdeckt habe und nicht durch medizinische Lehrbücher. Auch Lacans Zugang zum Werk Freuds wurde wesentlich durch den surrealistischen Kreis um Breton geprägt, zu dem er seit Ende seiner Studienzeit Kontakte pflegte.

Über den Surrealismus gelangte die Psychoanalyse folglich durch die Hintertür in den psychiatrischen Diskurs Frankreichs. Dieser Weg war vor allem deshalb ungewöhnlich, weil die Sympathien der Surrealisten weitaus mehr auf der Seite der Irren als auf jener der Irrenärzte lagen und diese Polarisierung so weit ging, dass sie zu ideologischen Vorläufern der Antipsychiatrie der sechziger Jahre wurden: In dem 1925 veröffentlichten »Letter aux medecins chefs des asiles de fous« prangerten sie die psychiatrischen Krankenhäuser als »Gefängnisse« an, bezeichneten deren Insassen als »Opfer einer gesellschaftlichen Diktatur« und forderten die Öffnung dieser Anstalten. In den zwanziger und dreißiger Jahren zeugten letztere tatsächlich noch deutlich von ihrem gemeinsamen Ursprung mit dem Gefängniswesen im 17. Jahrhundert, wie Foucault ihn für Frankreich behauptet hat . Die Kranken mussten Anstaltskleidung tra-

/32/

gen, ihre Post wurde geöffnet und alle persönlichen Gegenstände wurden beschlagnahmt. Der Einsatz von Zwangsjacken oder der Badewanne mit Halseisen gegen Tobsüchtige gehörte noch immer zur Tagesordnung und bei Nahrungsverweigerung wurde ein »Maulspanner« zwischen die Zähne gesetzt und so weit aufgeschraubt, dass die Nahrung mit einem Trichter eingeflößt werden konnte. In seinem 1928 veröffentlichten Roman Nadja, dessen Heldin in einer Psychiatrie untergebracht wird, schrieb Breton: »Ich weiß, wenn ich wahnsinnig wäre, benützte ich

nach ein paar Tagen Internierung ein Nachlassen meines Deliriums dazu, kaltblütig irgendeinen, der mir unter die Hände käme, vorzugsweise den Arzt, umzubringen.« In den Annales Medico-Psychologiques wurde daraufhin erwogen, Breton wegen Aufrufs zum Mord anzuzeigen. Im Gegensatz zu den Anstaltspsychiatern wurde Freud von den Angriffen der Surrealisten ausgenommen. Da er begonnen hatte, die Unterscheidung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen zu unterminieren, beriefen sie sich auf ihn in ihrem Kampf gegen die Bourgeoisie, der sie eine Instrumentalisierung der Psychiatrie im Dienste bürgerlicher Interessen vorwarfen. Freud, der wie die meisten seiner Patienten selbst dem Wiener Bürgertum angehörte, hielt die Surrealisten umgekehrt jedoch für Narren."

Die libertären Ideale der Gruppe um Breton und ihre Wertschätzung psychischer und sozialer Devianz prägten Lacan schon während seines Medizinstudiums. Nach eigenen Angaben hatte er sein Arbeitszimmer im Hôpital Sainte-Anne mit dem Spruch »Ne devient pas fou qui veut« geschmückt: »Verrückt wird nicht, wer will«, was jedoch auch mit »Nicht jeder hat das Glück, verrückt zu werden« übersetzt wurde?' Er sollte die Unterscheidung zwischen Krankheit und Gesundheit noch viel weniger anerkennen als vor ihm Freud. Mit Lacans Kontakten zu den Surrealisten wurde der Keim für eine Entwicklung gelegt, die ab den fünfziger Jahren zu ei-

/33/

ner schrittweisen Radikalisierung, wenn nicht Umwertung der Werte des Freudianismus führen und an deren Ende eine weitgehende Demedikalisierung der Psychoanalyse stehen sollte.

Lacans Studium: Zwischen Surrealismus und Psychiatrie

Der 1901 in eine katholische Mittelschichtsfamilie geborene Lacan absolvierte während der zwanziger Jahre in Paris eine medizinische Ausbildung und konzentrierte sich schließlich auf die Fächer Neurologie und Psychiatrie. Von 1927 bis 1928 studierte er am Krankenhaus Sainte-Anne, der Zentralstelle des Irrenhauswesens, unter Henri Claude in der Klinik für Geistes- und Gehirnerkrankheiten und wechselte dann für ein Jahr an die von Gaetan Gatian de Clerambault geleitete Geschlossene Spezialabteilung der

Polizeipräfektur, wo als gefährlich eingestufte Individuen untergebracht wurden. Während eines weiteren Studienabschnitts am Hôpital Henri-Rousselle ging er 1930 für ein zweimonatiges Praktikum ans Burghölzli nach Zürich, wo er unter Eugen Bleulers Nachfolger Hans Maier arbeitete. Zurück in Paris, machte er sein Diplom in Rechtsmedizin. 1928 hatte der Freudianismus noch eine so geringe Bedeutung für Lacan, dass er in einem Bericht über eine Kriegstraumatisierte, »Abasie chez une traumatisée du guerre«, den er zusammen mit einem Kommilitonen vor der Société neurologique vorstellte, ausschließlich die Terminologie Babinskis gebrauchte und von einem Fall von Pithiatismus sprach. Die repressive psychiatrische Praxis, die er während seines Studiums erlebte, hieß Lacan zu dieser Zeit noch gut. In dem 1931 in der Zeitschrift La Semaine des hôpitaux de Paris veröffentlichten Aufsatz »Structures des psychoses paranoïaques« verteidigte er die systematische Internierung aller Unruhe stiftenden Irren, forderte eine ausnahmslose Meldung aller Proteste innerhalb der Anstalten an die zuständi-

/34/

gen Stellen und riet dazu, den Gehorsam verweigernde Rekruten von Militärgerichten in psychiatrische Behandlung geben zu lassen.

Auch in dem im selben Jahr mit Jean Ldvy-Valensi und Pierre Migault in den Annales Medico-Psychologiques publizierten Artikel

»>Eingegebene< Schriften: Schizographie« erwähnte Lacan weder Freud noch die Psychoanalyse. Anhand einer Fallgeschichte zeigten die Autoren, dass es Störungen des Denkens, so genannte Schizophasien, gibt, die sich ausschließlich als Störungen der geschriebenen Sprache manifestieren. Diese analysierten sie mit Hilfe einer von Henry Head anhand von Aphasien vorgenommenen Unterteilung der Funktionen der Sprache: »verbale Störungen oder formale Störungen des gesprochenen oder geschriebenen Wortes; - nominale Störungen oder Störungen des Sinns der verwendeten Wörter, das heißt der Nomenklatur; - grammatische Störungen oder Störungen der syntaktischen Konstruktion; - semantische Störungen oder Störungen der generellen Organisation des Sinns des Satzes.« Lacans Beschäftigung mit dem Verhältnis zwischen psychischen Erkrankungen und Sprache setzte also nicht erst in den fünfziger Jahren mit seiner auf der strukturalistischen Linguistik basierenden

Umarbeitung der Psychoanalyse ein. In diesem frühen Aufsatz finden sich bereits Motive, die mehr als zwanzig Jahre später in seiner Behauptung der Autonomie der Signifikanten zum Tragen kommen würden. Was er 1931 noch mit kühlem klinischen Blick als Psychopathologie beschrieb - das Changieren des Sinns beim Übergang zwischen gleich klingenden Wörtern, Phrasen oder Sätzen («La mais l'as», » l'ame est lasse«, » la melasse« oder »le merle ä fouine« und » la mere la fouine«) -, sollte dann nicht nur zu einem Charakteristikum seiner eigenen Ausdrucksweise werden, sondern auch zum technischen Mittel psychoanalytischer Deutung. Lacan bediente sich der Differenz zwischen gleich klingenden Lautbildern und den verschiedenen Transkriptionen, die sie zulassen, um seine Patienten wie die Hörer seines Seminars auf die unterschiedlichen, zum Teil unbewussten Bedeutungen aufmerksam zu machen, die ein gespro-

/35/

chener Satz annehmen kann. Sein Seminar von 1973/74 trug beispielsweise den Titel *Les Non-Dupes Errent* («Die Nicht-Getäuschten irren sich»), was gleichzeitig auf *le nom du pere* («der Name des Vaters») und *le non du pere* («das Nein des Vaters») verweist." Die gezielte Produktion von Mehrdeutigkeit diente jedoch auch als rhetorische Strategie, Hörer und Leser zu einer unaufhörlichen Exegese der Worte des Meisters zu bewegen und auf diese Weise Jünger zu schaffen.

Vor Lacan hatten Breton und Paul Eluard bereits die Strategie, eine psychiatrische Störung in einen sprachlichen Stil umzusetzen, in ihrem Buch *L'Immaculee Conception* verfolgt. In diesem 1930 erschienen Werk verwandelten sie mehrere große nosografische Kategorien der klassischen Psychiatrie (*Dementia praecox*, *Deutungswahn*, *Manie* usw.) in jeweils spezifische Schreibweisen. Indem sie psychopathologische Zustände als Sprachen betrachteten, nahmen sie etwas von Lacans in den fünfziger Jahren entwickelter Idee der sprachlichen Strukturiertheit des Unbewussten vorweg." In ihrem Artikel bezogen sich Lacan und seine beiden Koautoren ausdrücklich auf *L'Immaculee Conception* und wiesen im Anschluss an den Surrealismus auf den poetischen Wert der Texte ihrer Patientin hin."

/36/

Lacans Dissertation: Die Wende zur Psychoanalyse

Seit Ende der zwanziger Jahre waren die Surrealisten nicht mehr die einzigen, die in Frankreich die Psychoanalyse verbreiteten. 1925 war die Gruppe *Evolution psychiatrique* entstanden. Zwar hatte sie sich keiner der konkurrierenden Strömungen verschrieben, aber ihre Angehörigen bemühten sich vor allem um einen Dialog zwischen phänomenologischer Psychiatrie und Psychoanalyse. Die Mehrzahl der Gründungsmitglieder war ein Jahr später ebenfalls an der Schaffung der *Société psychanalytique de Paris* (SPP) beteiligt gewesen, der französischen Tochtergesellschaft der IPA. Insgesamt blieb die Gemeinde der französischen Analytiker aber klein (selbst am Vorabend des Zweiten Weltkriegs, also mehr als zehn Jahre später, gab es noch immer nicht mehr als vierundzwanzig offiziell anerkannte Psychoanalytiker in Frankreich). Anfänglich, d. h. während der zehner und zwanziger Jahre, herrschte selbst in diesen Kreisen ein insbesondere durch Hesnard propagierter »gemäßiger Anti-Freudianismus«, der zu der Forderung nach einer »französischen Psychoanalyse« führte, die von »Pansexualismus« und »deutschem Dogmatismus« frei und der »lateinischen Rasse« gemäß sein sollte." Doch im Laufe der zwanziger Jahre verflüchtigten sich in der psychoanalytischen Szene nach und nach Germanophobie und französischer Chauvinismus und es setzte sich ein weltoffeneres Klima durch (was allerdings keine Gewähr gegen den französischen Antiamerikanismus bot, aus dessen rhetorischem Repertoire sich auch Lacan bedienen sollte).

Lacan muss um 1930 angefangen haben, sich intensiv mit der Psychoanalyse auseinanderzusetzen. Seine 1932 erschienene Dissertation *Über die paranoische Psychose in ihren Beziehungen zur Persönlichkeit* zeugte jedenfalls bereits von einiger Vertrautheit mit dem Freudschen Werk. Darin entwickelte er ausgehend von der Literatur der klassischen Psychiatrie (Kraepelin, Ernst Kretschmer, Clerambault) über einige der Protagonisten der dynamischen Psychiatrie (Janet, Bleuler) und phänomenologisch orientierte Autoren (Minkowski, Karl Jaspers) eine an der Psychoanalyse orientierte Konzeption der Paranoia. Diese illustrierte er im zweiten Teil seiner

Doktorarbeit anhand der Krankengeschichte der Marguerite Pantaine oder »Aimee«, wie Lacan sie in seiner Arbeit nannte. Er hatte sie 1931 im Hôpital Sainte-Anne kennen gelernt, nachdem sie in ihrem Wahn versucht hatte, die berühmte Schauspielerin Huguette Duflos im Theatre Saint-Georges niederzustecken.

Zur Analyse dieses Falles von »Selbstbestrafungsparanoia« gebrauchte Lacan das Konzept der Persönlichkeit. Die Phänomene der Persönlichkeit definierte er durch ihr »menschlich verständliches Wesen - das heißt durch einen sozialen Charakter, der selbst sozial generiert worden ist«. Sie hätten »einerseits den Wert phänomenologisch gegebener Strukturen (typische Momente der geschichtlichen Entwicklung und der Dialektik der Intentionen); andererseits unterstehen sie einer ganz individuellen Besonderheit (einzigartige Momente der individuellen Geschichte und der individuellen Intention). Diese drei Pole des Individuellen, des Strukturalen und des Sozialen sind die drei Punkte, von denen aus das Phänomen der Persönlichkeit erkannt werden kann.« Die Persönlichkeit funktioniere über »Mechanismen organischer Natur (wiederholen wir, daß sie weit davon entfernt sind, allesamt bewußt zu sein)«, sie sei »nichts anderes als eine Organisation dieser Mechanismen« gemäß der biografischen Entwicklung des Subjekts, gemäß seiner Selbstauffassung und gemäß seiner sozialen Beziehungen. »Diese Organisation gibt dem,

/38/

was man die Psychogenie eines Symptoms nennen kann, seinen Sinn. «

Lacan nutzte das Konzept der Persönlichkeit, um die von ihm als »psychogenisch« bezeichnete Pathogenese der Paranoia zu erläutern (und damit die Annahme einer angeborenen paranoischen Konstitution zu verwerfen bzw. als sekundär zurückzudrängen). »Psychogenisch ist ein - physisches oder geistiges - Symptom, dessen Ursachen sich gemäß den komplexen Mechanismen der Persönlichkeit ausdrücken, deren Äußerung diese widerspiegelt und deren Behandlung davon abhängen kann.« Dies sei der Fall, (i) »wenn das Kausalgeschehen allein gemäß der erlebten Geschichte des Subjekts, seiner Selbstauffassung und seiner Lebenssituation im Verhältnis zur Gesellschaft determinierend ist«, (2) »wenn das Symptom in seiner Gestalt ein Geschehen oder einen Zustand der psychischen Geschichte widerspiegelt, wenn es die möglichen Inhalte der Einbildung, des Wunsches oder des Willens des

Subjekts ausdrückt, wenn es einen hinweisenden Wert hat, der eine andere Person meint«, und (3) »wenn die Behandlung potentiell von einer Veränderung der entsprechenden Lebenssituation abhängt, gleichgültig, ob diese Veränderung nun direkt in den tatsächlichen Gegebenheiten, in der affektiven Reaktion des Subjekts darauf oder in der objektiven Vorstellung, die es davon hat, vonstatten gehen muß«. Obwohl Lacan unter diesen Gesichtspunkten die psychosozialen Bedingungen der Symptombildung in den Mittelpunkt seiner Untersuchung rückte, betonte er, dass das Symptom, um das es gehe, »nicht minder auf organischen, stets auch physiologischen, meistens pathologischen Ursachen und mitunter auf beachtlichen Läsionen« beruhe." Die Annahme der Psychogenie eines Symptoms unterscheidet sich von jener der Psychogenese, insofern es nicht um eine psychische Verursachung geht, sondern darum zu untersuchen, wie ein Symptom - egal in welchem Maße es sich auf psychische oder somatische Ursachen zurückführen lässt - in den »verständlichen Zusammenhängen« der Persönlichkeit organisiert ist und von diesen überformt wird. Aber Lacan war sich auch bewusst, dass gerade in der Pathogenese der Psychosen nicht alles in verständlichen Zusammenhängen auf

/39/

geht. Er griff deshalb auf die von Jaspers in der Allgemeinen Psychopathologie getroffene Unterscheidung zwischen Verstehen und Erklären zurück. »Verstehen« bedeutet demnach »das von innen gewonnene Anschauen des Seelischen«, welches zu begreifen erlaubt, wie »Seelisches aus Seelischem mit Evidenz hervorgeht«. »Erklären« bezeichnet hingegen ein »Erkennen objektiver Kausalzusammenhänge« von »unverständlichen zeitlichen Folgen«. Es hat seinen Gegenstand in außerbewussten Vorgängen." In diesem Sinne werden der »Entwicklung der Persönlichkeit«, die sich in verstehbaren Bedeutungszusammenhängen vollzieht, die »psychischen Prozesse« gegenübergestellt, die sich nur als Kausalverkettungen erklären lassen. Beim psychischen Prozess geht nicht Seelisches aus Seelischem hervor, sondern es bricht »etwas Heterogenes und völlig Neues« von außen in die Persönlichkeit ein. »Ausgehend von der Einführung dieses neuen Elements kommt es zur Bildung einer neuen geistigen Synthese, einer neuen, aufs neue verständlichen Zusammenhängen unterliegenden Persönlichkeit.« Deren Reorganisation rund um den

Bruch mit ihrer bis dato kohärenten und nachvollziehbaren Entwicklung »bestimmt ein neues psychisches Leben, das dem normalen Verstehen partiell zugänglich und partiell undurchdringlich bleibt«."

Lacan bediente sich der ursprünglich von Kraepelin eingeführten und von Jaspers ausgearbeiteten Unterscheidung zwischen Entwicklung und Prozess, um eine nosologische Differenzierung zwischen zwei Gruppen paranoischer Psychosen einzuführen: den Formen psychogenisch determinierter Paranoia, die im Rahmen einer ganz und gar verständlichen Entwicklung der Persönlichkeit entstehen, und einer Gruppe von Erkrankungen, die eher den Paraphrenien nahe stehen, bei denen sich der Wahn »als ein hereinbrechender psychischer Prozess darstellt, der die Persönlichkeit umkrempelt und verwandelt«. In Anlehnung an einen Aufsatz von M. Westerterp, »Prozeß und Entwicklung bei verschiedenen Paranoiatypen«, wies er auf die Schwierigkeiten hin, die bei der Anamnese entstehen, wenn der unverständliche Charakter der den Verfolgungswahn auslösenden Erfahrung von dem Kranken später (nachträglich, um es mit dem Wort Freuds zu sagen, das Lacan in den

/40/

fünzigster Jahren »wiederentdecken« sollte) durch eine »befriedigende Erklärung«, die Wahnidee, verdeckt wird. »Westerterp bringt hier aufs genaueste die Fallen zum Vorschein, die das Bestreben, alles verstehen zu wollen, dem Beobachter stellt; an Fällen, bei denen die allzu wendige psychologische Durchdringung früherer Forscher zur Ausübung gekommen ist, deckt er sehr feinsinnig die Mängel in der Panzerung dieser allzu befriedigenden psychogenischen Erklärungen auf,«

Lacan waren demnach die Grenzen psychologischen Verstehens sehr präsent. Hatte er sich 1928 aber noch in einem Diskurs bewegt, dem jeder Psychismus suspekt war, so folgte er vier Jahre später aus seiner Untersuchung des Falles Aimee (sowie rund vierzig weiterer Fälle, die in der Dissertation jedoch nicht einzeln diskutiert wurden): »Der Schlüssel zum nosologischen, prognostischen und therapeutischen Problem der paranoischen Psychose muß in einer konkreten psychologischen Analyse gesucht werden, die sich auf die gesamte Entwicklung der Persönlichkeit des Subjekts, das heißt auf die Ereignisse seiner Geschichte, auf die Fortschritte seines Bewußtseins und auf seine Reaktionen in der sozialen Umwelt, bezieht.« Seine psychoanalytisch

orientierte Erörterung der Krankengeschichte fügte sich in das Paradigma der Gedächtniswissenschaften ein. »In der Struktur der Psychose ist die Determinierung durch das affektive Trauma offensichtlich [...]. Das pathogenetisch Spezifische dieses Traumas läßt sich nach den strengsten Voraussichten unserer Lehre durch einen Rückgang in die Kindheitsgeschichte der Kranken erklären.« Für eine solche »erfahrungswissenschaftliche Untersuchung des Subjekts« biete »bis zum heutigen Tag allein die Psychoanalyse die annähernd geeignete Technik« an.

Mit dieser Inblicknahme der Geschichte des Subjekts löste sich Lacan von der von Charcot bis zu seinem Lehrer Clerambault rei-

/41/

chenden Tradition des klinischen Blicks und Babinskis Beschränkung auf die neurologische Erfassung gegenwärtiger Zustände. Was er jedoch - anders als Freud - aus dieser Tradition fortführte, das waren die öffentlichen Fallvorstellungen. Diese Praxis hatte er besonders bei Clerambault kennen gelernt und während seiner klinischen Tätigkeit in den zwanziger und dreißiger Jahren selbst ausgeübt. Auf Clerambaults Service de l'Infirmierie Speciale hatte Georges Heuyer ihm eine für solche kurzen Inszenierungen geeignete Technik der »schnellen psychoanalytischen Beobachtungen« beigebracht. 1953, nach seinem Austritt aus der SPP, nahm Lacan diese Art von Fallvorstellungen wieder auf. Als Lehrveranstaltung der SFP präsentierte er jeden Freitagmorgen im Hôpital Sainte-Anne einen in dem Krankenhaus untergebrachten Patienten. Marcelle Marini zufolge stellte Lacan dabei innerhalb kürzester Zeit Diagnose und Prognose, was hinsichtlich einer Genealogie von Lacans »Kurzsitzungen« von Interesse ist. Im Gegensatz zu Charcot und Clerambault stellte Lacan aber nicht das Visuelle in den Vordergrund, sondern das Gespräch mit dem Kranken. Mit seiner Anfang der dreißiger Jahre erfolgten Hinwendung zur Psychoanalyse setzte er an die privilegierte Stelle des Sehens nun das Zuhören.

Aber Lacan hatte Marguerite Pantaine nicht wirklich analysieren können, da zwischen ihnen kein ausreichendes Vertrauensverhältnis bestand. Außerdem hatte er die Psychoanalyse zur Zeit seiner Begegnung mit ihr nur aus Büchern gekannt. Lediglich die in seiner Dissertation vorgeschlagene Deutung ihrer klassisch anamnestisch eruierten Geschichte bediente sich des begrifflichen Instrumentariums der

Psychoanalyse. Aber noch im selben Jahr, in dem seine Doktorarbeit erschien, begann Lacan eine Lehranalyse bei Rudolph Loewenstein, einem ursprünglich aus Polen bzw. Russland stam-

/42/

menden Immigranten, der seine Ausbildung in Berlin bei Hanns Sachs erhalten hatte und der während der dreißiger Jahre als der beste Lehranalytiker der SPP galt.

Ein an Freud geschicktes Exemplar von Lacans Doktorarbeit stieß auf höfliche Gleichgültigkeit. Freud antwortete ihm im Januar 1933 mit einer Postkarte, auf die er lediglich geschrieben hatte: »Dank für Zusendung Ihrer Dissertation.«" Auch die französischen Psychoanalytiker beachtetten Lacans Buch nicht und aus dem psychiatrischen Milieu reagierte zunächst nur sein Freund Henri Ey mit einer sehr positiven Rezension in L'Encephale. Umso begeisterter nahmen dafür die Surrealisten Lacans Debüt auf." Besonders Dali, zu dem er bereits Kontakt hatte, begrüßte seine Arbeit in der ersten Ausgabe der Zeitschrift Minotaure, in der auch ein Artikel Lacans über »Das Problem des Stils und die psychiatrische Auffassung von den paranoischen Formen der Erfahrung« erschien.

Nach Abschluss seiner Dissertation arbeitete Lacan zunächst als Arzt am Krankenhaus Sainte-Anne. Aber sein Verhältnis zur Medizin, ganz besonders zum psychiatrischen Mainstream war bereits ge-

/43/

spannt. In »Das Problem des Stils« attestierte er den Medizinern, dass sie »unter allen Typen von Intellektuellen am beständigsten an einer leichten dialektischen Zurückgebliebenheit« litten. Außerdem begann er die Psychiatrie aus der gesellschaftskritischen Perspektive der Surrealisten zu sehen, wenn er bemerkte, » daß das Interesse an den Geisteskrankheiten geschichtlich auf juridische Bedürfnisse zurückgeht. Diese Bedürfnisse sind aufgekommen im Zuge der auf der Basis des Rechts formulierten Begründung der bürgerlichen philosophischen Auffassung vom Menschen, der mit einer absoluten moralischen Freiheit und einer dem Individuum gleichsam eigenen Verantwortlichkeit ausgestattet sein soll. [...] Seitdem hat sich dem Wissen der Psychiater praktisch als Hauptfrage jene - künstliche - Frage eines Alles-oder-Nichts

des geistigen Verfalls gestellt (Art. 64 des Strafgesetzbuches).« Lacan stand im Begriff, sich immer mehr von der klassischen Psychiatrie weg- und der Psychoanalyse zuzuwenden. Zu dieser Zeit war er bereits seit etwa einem Jahr bei Loewenstein in Lehranalyse. Im folgenden Jahr, 1934, beteiligte er sich an dem Wettbewerb, über den leitende Posten an psychiatrischen Kliniken vergeben wurden. Er bekam eine Stelle, entschied sich dann aber, diese nicht anzunehmen, und verzichtete damit auf eine Krankenhauskarriere. Seine psychoanalytische Ausbildung war zu diesem Zeitpunkt noch' längst nicht abgeschlossen, aber seitdem er im November desselben Jahres als einfaches Mitglied [membre adherent] in die SPP aufgenommen worden war, konnte er offiziell eine psychoanalytische Praxis betreiben und privat Patienten behandeln.

Jacques Lacan: Jenseits des „Realitätsprinzips“ (1936 Marienbad, Noirmutier). in: ders. Schriften III, Weinheim 1994

Jenseits des „Realitätsprinzips“

/17/

Rund um dieses Grundprinzip der Lehre Freuds kann die zweite Generation seiner Schule ihre Schuld und ihre Aufgabe definieren

Für den Psychiater oder den Psychologen, der sich in unseren Dreißigerjahren in die psychoanalytische Methode hineinbegibt, handelt es sich nicht mehr um eine jener Bekehrungen, die einen geistigen Fortschritt brechen und die, als solche, weniger von einer in der Forschung gereiften Wahl zeugen, als vom Ausbruch einer geheimen affektiven Diskordanz. Ethische Verführung zur Hingabe an eine strittige Sache, verbunden mit jener ökonomischen einer Spekulation gegen die feststehenden Werte, bedauern wir für die Analyse nicht diese den Umwegen der *Kompensation* zu sehr dargebotenen Anreize. Die neue Psychologie erkennt der Psychoanalyse nicht nur das Bürgerrecht zu; indem sie sie immer wieder mit dem Fortschritt anderswo entsprungener Disziplinen verflechtet, erweist sie ihren Wert als bahnbrechender Weg. So kann man sagen, daß die Psychoanalyse von dem, was wir, das Beliebige einer solchen Formel übergehend, die zweite analytische Generation nennen werden, unter einem normalen

Einfallswinkel angegangen wird. Diesen Einschnitt wollen wir hier definieren, um den Weg anzuzeigen, auf dem er sich reflektiert.

1. Die Psychologie konstituiert sich als Wissenschaft, im Augenblicke, da die Relativität ihres Objektes von Freud gesetzt ist, wenn auch beschränkt auf die Tatsachen des Begehrens

Kritik am Assoziationismus

Wie jede Revolution nimmt auch die Freudsche ihren Sinn aus ihren Zeitumständen an, das heißt, aus der damals herrschenden Psychologie; nun setzt jedes Urteil über diese eine Auslegung der Dokumente voraus, in denen sie sich aussagt. Wir legen den Rahmen dieses Artikels fest, indem wir bitten, man möge uns zumindest vorläufig hinsichtlich dieser

/18/

grundlegenden Arbeit Vertrauen schenken, um darin das Moment der Kritik zu entwickeln, das uns wesentlich scheint. Wenn wir es auch für legitim halten, die historische Methode im Studium der Erkenntnistatsachen selbst überwiegen zu lassen, nehmen wir sie nicht zum Vorwand, um der ihr innewohnenden Kritik auszuweichen, welche die Frage nach ihrem Wert stellt: eine derartige Kritik, begründet auf der sekundären Ordnung, die zu diesen Tatsachen in der Geschichte der Anteil an Reflexion beiträgt, den sie beinhalten, bleibt den von der Methode anerkannten Gegebenheiten immanent; in unserem Fall also den von der Lehre und der Technik ausgedrückten Formen, wenn die Kritik einfach fordert, daß jede dieser in Frage stehenden Formen das sein soll, was sie zu sein vorgibt. So werden wir sehen, daß es der Psychologie, die sich am Ende des XIX. Jahrhunderts für wissenschaftlich ausgab, und die sowohl durch ihr Objektivitätsgepränge als auch durch ihr Bekenntnis zum Materialismus selbst ihre Gegner täuschte, einfach daran gebrach, positiv zu sein, was vom Grund her Objektivität und Materialismus ausschließt.

Man kann in der Tat dafürhalten, daß sich diese Psychologie auf einer assoziationalistisch genannten Auffassung des Psychismus gründet, und zwar nicht so sehr deshalb, weil sie sie als Lehre formuliert, sondern wohl darum, weil sie daraus eine - als durch den gesunden Menschenverstand gegebene - Reihe von Postulaten aufnimmt, welche die Probleme an ihrer Stellung selbst bestimmen. Gleich anfangs zeigt es sich ohne Zweifel, daß die Rahmen, in denen sie die Phänomene in Empfindungen, Wahrnehmungen, Bilder, Glauben, logische Operationen, Urteile etc. einteilt, als solche der scholastischen Psychologie entlehnt sind, welche sie selbst von der in Jahrhunderten ausgearbeiteten Philosophie übernimmt. Es muß daher erkannt werden, daß diese Rahmen, weit davon entfernt, für eine objektive Begriffsbildung der psychischen Realität geschmiedet worden zu sein, nichts als die Produkte einer Art von begrifflicher Erosion sind, wo sich Wechselfälle einer spezifischen Anstrengung abzeichnen, die den Menschen drängen, für seine eigene Erkenntnis eine Wahrheitsgarantie zu suchen: Garantie, die, man sieht es, durch ihre Stellung transzendent ist und es also in ihrer Form bleibt, selbst dann, wenn der Philosoph dazu kommt, ihre Existenz zu bestreiten. Bewahren nicht das gleiche Relief von Transzendenz die Begriffe, Überbleibsel einer solchen Suche? Da wäre das zu definieren, was der Assoziationalismus an Nicht-Positivem schon in die Bildung des Objektes der Psychologie einführt. Daß es schwierig ist, ihn auf dieser Ebene zu

/19/

entwirren, wird man verstehen, wenn man sich daran erinnert, daß die gegenwärtige Psychologie so manchen dieser Begriffe bewahrt und daß sich die Läuterung der Prinzipien in jeder Wissenschaft als letztes vollzieht.

Aber die *petitiones principiorum* blühen in jener allgemeinen Ökonomie der Probleme auf, welche in jedem Augenblick den Stand einer Theorie kennzeichnet. Auf diese Weise in seiner Gesamtheit betrachtet, was der Abstand der Zeit erleichtert, wird uns der Assoziationalismus seine metaphysischen Implikationen im hellen Lichte enthüllen: um ihn einfach einer Konzeption gegenüberzustellen, die sich mehr oder weniger gescheit in den theoretischen Grundlagen der verschiedenen zeitgenössischen Schulen unter dem Namen *Funktion des Realen* definiert, sagen wir, daß die assoziationalistische Theorie von der *Funktion des Wahren* beherrscht wird.

Diese Theorie ist auf zwei Begriffen begründet: der eine mechanistisch, der des *Engramms*, der andere, fälschlich als durch das Experiment für gegeben betrachtet, jener der *assoziativen Verbindung* des geistigen Phänomens. Der erste ist eine recht geschmeidige Formel der Forschung, die nichts als eine - allerdings grundlegende - Hypothese einführt, nämlich die der passiven Produktion dieses Elementes. Es ist bemerkenswert, daß die Schule das Postulat des atomistischen Charakters dieses Elementes hinzugefügt hat. Tatsächlich hat dieses Postulat den Blick seiner Vertreter eingengt, mit dem Erfolg, die Experimentaltatsachen «zur Seite zu lassen», Tatsachen, in denen sich die Aktivität des Subjekts in der Organisation der *Form* manifestiert, und die übrigens so gut vereinbar sind mit einer materialistischen Interpretation, daß ihre Erfinder sie nachher nicht anders gefaßt haben. Der zweite Begriff, jener der *assoziativen Verbindung*, ist auf dem Experiment der Reaktionen des Lebenden begründet, jedoch auf die geistigen Phänomene ausgedehnt, ohne daß die *petitiones principiorum* in irgendeiner Weise kritisiert würden, die dieser Begriff gerade vom psychisch Gegebenen entlehnt, besonders jene [*petitio*], welche die geistige Form der *Ähnlichkeit* voraussetzt, die in sich selbst zu analysieren doch so heikel ist. So wird in den erklärenden Begriff das Phänomen selbst als gegeben eingeführt, das man zu erklären vorgibt. Es handelt sich dabei um wahre begriffliche Taschenspielerstücke, deren Unschuld nicht die Roheit entschuldigt, und die, wahrhaft geistiger Mangel einer Schule, wie ein Janet es betont hat, zum gebräuchlichen Lückenbüßer aller Wen-

/20/

dungen der Theorie werden. Unnötig zu sagen, daß damit die Notwendigkeit einer Art von Analyse gänzlich verkannt werden kann, die ohne Zweifel Scharfsinn erfordert, deren Abwesenheit jedoch jede Erklärung in der Psychologie hinfällig macht. Sie nennt sich die *phänomenologische Analyse*.

Folglich muß man sich fragen, was diese Mängel in der Entwicklung einer Disziplin bedeuten, die sich als objektiv hinstellt. Ist es des Materialismus wegen, wie es von einer gewissen Kritik behauptet wurde? Schlimmer noch, ist die Objektivität selbst unmöglich in der Psychologie zu erreichen?

Man wird das theoretische Übel des Assoziationismus denunzieren, wenn man erkennt, daß in seiner Struktur das Erkenntnisproblem vom philosophischen Standpunkt aus gestellt ist. Es ist tatsächlich die überlieferte Stellung dieses Problems, die sich, ererbt unter der ersten Tarnung der sogenannten empiristischen Formel von Locke, in den beiden Grundkonzepten der Lehre wiederfindet. Nämlich die Zweideutigkeit einer Kritik, die unter der These «*nihil erit in intellectu; quod non prius f uerit in sensu*» die Aktion des Realen auf den Berührungspunkt der mythischen *reinen Empfindung* reduziert, das heißt darauf, nichts anderes zu sein als der blinde Punkt der Erkenntnis, denn dort wird nichts erkannt. Einer Kritik, die im «*nisi intellectus ipse*», expliziert oder nicht, als dialektische Antinomie einer unvollständigen These, die Vorherrschaft des reinen Geistes umso stärker auferlegt, als er durch das wesentliche Dekret der Identifizierung, das Objekt zur selben Zeit erkennend, als er es behauptet, den *wahren Moment* der Erkenntnis konstituiert.

Dies ist die Quelle jener atomistischen Auffassung des Engramms, von der die Verblendungen der Lehre hinsichtlich der Erfahrung ausgehen, während die *assoziative Verbindung* durch ihre nicht kritisierten Implikationen eine im Grunde genommen idealistische Theorie der Erkenntnisphänomene vorführt.

Dieser letztere, in einer Lehre mit den Ansprüchen eines naiven Materialismus augenscheinlich paradoxe Punkt, zeigt sich klar, sobald man versucht, eine etwas systematische Darstellung von ihr zu formulieren, sie also der ihren Begriffen eigenen Kohärenz unterwirft. Jene von Taine, die die eines Vulgarisateurs, aber eines konsequenten, darstellt, ist in dieser Hinsicht wertvoll. Man verfolgt dort eine Konstruktion der Erkenntnisphänomene, die den Zweck hat, die höheren Aktivitäten auf Komplexe von Elementarreaktionen zurückzuführen, und die darauf

/21/

reduziert ist, in der Steuerung der höheren Aktivitäten die differentiellen Kriterien der Elementarreaktionen zu suchen. Man wende sich, um dieses Paradox voll zu erfassen, an die frappierende Definition, die dort von der Wahrnehmung als einer «wahren Halluzination» gegeben wird.

Der Dynamismus der einer transzendentalen Dialektik entlehnten Begriffe ist also so beschaffen, daß die assoziationalistische Psychologie, im Versuch, sich darauf zu

begründen, daran scheitert, ihr Objekt in positiven Ausdrücken zu konstituieren, und zwar umso fataler, als sie sie entleert von der Reflexion, die sie enthielten, empfängt: sobald nämlich die Phänomene dort in Funktion ihrer *Wahrheit* definiert werden, sind sie bereits in ihrer Begriffsbildung einer Wertklassifizierung unterworfen. Eine derartige Hierarchie verdirbt nicht nur, wir haben es gesehen, das objektive Studium der Phänomene, was ihre Tragweite in der Erkenntnis selbst betrifft, sie verfälscht noch dazu ihre Analyse und verwässert ihren Sinn, indem sie die gesamte psychische Gegebenheit ihrer Perspektive unterordnet.

Indem sie so das Phänomen der Halluzination an die sensorische Ordnung angleicht, tut die assoziationalistische Psychologie nichts anderes, als die absolut mythische Bedeutung zu reproduzieren, welche die philosophische Tradition in der Schulfrage über die Sinnestäuschung diesem Phänomen verlieh; ohne Zweifel erklärt die dieser Rolle des theoretischen Skandals eigene Faszination die wahrhaftigen Verkennungen in der Analyse des Phänomens, welche das Fortbestehen einer so irrigen Einordnung ihres Problems hartnäckig bei mehr als einem Kliniker zuläßt.

Erwägen wir nun die Probleme des *Bildes*. Dieses Phänomen ist aufgrund des Reichtums seiner konkreten Daten und noch dazu durch die Komplexität seiner Funktion zweifellos das wichtigste der Psychologie. Komplexität, die man nicht mit einem einzigen Begriff zu umfassen versuchen kann, es sei denn dem der *Informationsfunktion*. Die verschiedenen Bedeutungen dieses Ausdrucks, die von der vulgären bis zur archaischen Auffassung den Begriff eines Ereignisses, den Stempel eines Eindrucks oder die Organisation einer Idee weisen, drücken tatsächlich sehr gut die Rollen des Bildes als intuitive Form des Objekts, als plastische Form des Engramms und als generative Form der Entwicklung aus. Dieses außerordentliche Phänomen, dessen Probleme von der geistigen Phänomenologie bis zur Biologie reichen und dessen Wirkung von den Bedingungen des Geistes bis zu den organischen Determinismen aus

/22/

einer vielleicht unvermuteten Tiefe wiederhallt, erscheint uns im Assoziationismus auf seine Funktion der Illusion reduziert. Das Bild, das gemäß dem Geist des Systems in dem Maße als eine abgeschwächte Sensation betrachtet wird, als es die Realität weniger sicher bezeugt, wird für das Echo und den Schatten der Sinnesempfindung

gehalten und daher mit ihrer Spur, ihrem Engramm gleichgesetzt. Die für den Assoziationismus wesentliche Konzeption vom Geist als einem «Polypengehäuse von Bildern» ist hauptsächlich als Behauptung eines rein metaphysischen Mechanismus kritisiert worden; weniger hat man bemerkt, daß ihre wesentliche Absurdität der intellektualistischen Verarmung innewohnt, die sie dem Bild auferlegt.

In der Tat wird eine sehr große Anzahl psychischer Phänomene in den Auffassungen dieser Schule als nichts bezeichnend gehalten. Das schliesse sie aus den Rahmen einer authentischen Psychologie aus, welche weiß, daß ihrem Objekt eine gewisse Intentionalität phänomenologisch anhaftet. Für den Assoziationismus läuft dies darauf hinaus, sie für unbedeutend zu halten, das heißt, sie in das Nichts der Verkennung oder die Nichtigkeit des «Epiphänomens» zurückweisen.

Eine solche Auffassung unterscheidet also zwei Ordnungen der psychischen Phänomene. Einesteils jene, die sich auf irgendeinem Niveau den Operationen der rationalen Erkenntnis einfügen, andernteils alle anderen, Gefühle, Glaube, Wahn, Anhänglichkeit, Intuitionen, Träume. Die ersteren machten die assoziationalistische Analyse des Psychismus notwendig; die letzteren müssen durch irgendeinen ihrem «Schein» fremden Determinismus erklärt werden, und der wird «organisch» genannt, weil er sie entweder auf den Träger eines physikalischen Objektes oder auf die Beziehung eines biologischen Zweckes reduziert. Daher wird den psychischen Phänomenen keinerlei Realität zuerkannt: jene, die nicht der wahren Realität angehören, haben nur eine illusorische Realität. Diese wahre Realität ist durch das für die schon etablierte Wissenschaft gültige Referenzsystem gebildet: das heißt durch die für die physikalischen Wissenschaften greifbaren Mechanismen, denen sich die für die Naturwissenschaften nützlichen Motivationen hinzufügen. Die Rolle der Psychologie besteht nur darin, die psychischen Phänomene auf dieses System zurückzuführen und es zu verifizieren, indem sie durch dieses die Phänomene selbst bestimmt, die seine Erkenntnis bilden. Eben weil sie so Funktion dieser Wahrheit ist, ist diese Psychologie keine Wissenschaft.

/23/

Wahrheit der Psychologie und Psychologie der Wahrheit

Man verstehe unseren Gedanken hier richtig! Wir spielen nicht mit dem Paradox, daß die Wissenschaft die Wahrheit nicht zu kennen habe. Aber wir vergessen nicht, daß die Wahrheit ein Wert ist, der auf die Ungewißheit antwortet, von der die Lebenserfahrung des Menschen phänomenologisch gekennzeichnet ist, und daß die Suche nach der Wahrheit historisch unter dem Titel des Geistigen die Begeisterung des Mystikers und die Regeln des Moralisten, die Wege des Asketen wie die Eingebungen des Mystagogen beseelt.

Diese Suche, die einer ganzen Kultur den Vorrang der Wahrheit in der Bezeugung auferlegt, schuf eine moralische Haltung, die für die Wissenschaft eine Existenzbedingung war und bleibt. Doch in ihrem besonderen Wert bleibt die Wahrheit der wissenschaftlichen Ordnung fremd: die Wissenschaft kann sich ihre Bündnisse mit der Wahrheit zur Ehre anrechnen; sie kann sich ihr Phänomen und ihren Wert als Objekt vornehmen; sie kann sie auf keine Weise als ihr eigentliches Ziel identifizieren.

Sollte das etwa gekünstelt erscheinen, so halte man doch für einen Augenblick inne bei den Lebenskriterien der Wahrheit und befrage das, was von diesen Kriterien an Konkretstem bestehen bleibt in den schwindelerregenden Relativismen, bei denen die zeitgenössische Physik und Mathematik angelangt sind: wo ist die Gewißheit, Beweis der mystischen Erkenntnis, die Evidenz, Grundlage der philosophischen Spekulation, ja selbst die Widerspruchsfreiheit, die bescheidenere Forderung des empirisch-rationalistischen Gebäudes? Mehr in der Reichweite unseres Urteils: Kann man sagen, daß der Gelehrte sich fragt, ob der Regenbogen z. B. wahr sei? Ihm geht es nur darum, daß diese Erscheinung in irgendeiner Sprache mitteilbar ist (Bedingung der geistigen Ordnung), in irgendeiner Form registrierbar ist (Bedingung der experimentalen Ordnung) und daß es ihm gelingt, sie in die Kette der symbolischen Identifizierungen einzufügen, in der seine Wissenschaft die Verschiedenartigkeiten ihres eigenen Objektes vereinigt (Bedingung der rationalen Ordnung).

Man muß zugeben, daß die physiko-mathematische Theorie noch zu Ende des XIX. Jahrhunderts auf recht intuitive Grundlagen zurückging, die seither eliminiert sind, damit man in ihnen ihre wunderbare Fruchtbarkeit begründen konnte und ihnen somit die in der Idee der

Wahrheit implizierte Allmacht zuerkannt wurde. Andererseits verliehen die praktischen Erfolge dieser Wissenschaft jenes blendende Prestige in den Augen der Masse, welches nicht ohne Beziehung zum Phänomen der Evidenz steht. So war die Wissenschaft in guter Positur, um als höchstes Objekt für die Leidenschaft nach Wahrheit zu dienen, beim gemeinen Mann jenen Fußfall vor dem neuen Idol hervorrufend, das sich *Szientismus* nannte, beim «Gelehrten» dieses ewige Schulfuchsertum, welches, um zu ignorieren, wie sehr ihre Wahrheit gegenüber den Mauern ihres Turmes relativ ist, das verstümmelt, was vom Realen zu erfassen ihm gegeben ist. Indem er sich für nichts anderes interessiert als für den Wissensakt, für seine eigene Tätigkeit als Gelehrter, begeht der assoziationalistische Gelehrte diese Verstümmelung und, wenn sie auch spekulativ ist, so hat sie doch für das Lebendige und das Menschliche nicht minder grausame Folgen.

Es ist tatsächlich ein ähnlicher Standpunkt, der dem Arzt jene erstaunliche Mißachtung der psychischen Realität gebietet, deren in unsere Tage durch die Beibehaltung einer ganzen Schulbildung hineinverlängerter Skandal sich sowohl in der Parteilichkeit der Beobachtung als auch in der Bastardschaft von Begriffsbildungen wie jener des *Pithiatismus*¹ ausdrückt. Weil dieser Standpunkt aber beim Arzt, dem Praktiker des Intimlebens par excellence also, auf die flagranteste Weise als eine systematische Verneinung auftritt, ist es auch ein Arzt, von dem die Verneinung eben jenes Standpunktes selbst kommen mußte. Nicht die rein kritische Verneinung, die ungefähr in derselben Epoche in der Spekulation über die «unmittelbaren Gegebenheiten des Bewußtseins» blüht, sondern eine dadurch wirksame Verneinung, daß sie eine neue Positivität versicherte. Freud tat diesen fruchtbaren Schritt: ohne Zweifel, denn so

/25/

bezeugt er es in seiner Autobiographie, wurde er dazu durch sein Bestreben zu heilen bestimmt, das heißt: durch eine Tätigkeit, in der, gegen jene, die sich darin gefallen, sie in den sekundären Rang einer Kunst zu verbannen, gerade die Intelligenz der menschlichen Wirklichkeit anerkannt werden muß, insofern sie sich bemüht, diese zu verwandeln.

Revolution der Freudschen Methode

Das erste Zeichen dieser Haltung, sich dem Realen zu unterwerfen, war es bei Freud, anzuerkennen, daß, vorausgesetzt die größte Anzahl der psychischen Phänomene beim Menschen beziehe sich offensichtlich auf eine Funktion gesellschaftlicher Relation, es nicht am Platz ist, den Weg auszuschließen, der sich auf Grund dieser Tatsache dem gemeinsamsten Zugang öffnet: nämlich die Bezeugungen, die das Subjekt selbst von diesen Phänomenen gibt.

Man fragt sich übrigens, worauf der Arzt von einst den prinzipiellen Ostrazismus begründet, von welchem für ihn die Bezeugung des Kranken befallen ist, wenn nicht auf das Ärgernis, dort seine eigenen Vorurteile als vulgäre wiederzuerkennen. Das ist in der Tat die einer ganzen Kultur gemeinsame Haltung, welche die weiter oben analysierte Abstraktion der Gelehrten geleitet hat: für den Kranken wie für den Arzt ist die Psychologie der Bereich des «Imaginären» im Sinne des Illusorischen; was also eine *reale* Bedeutung hat, folglich das Symptom, kann nur «zum Schein» psychologisch sein und wird sich vom gewöhnlichen Register des psychischen Lebens durch irgendeinen nichtübereinstimmenden Zug dort unterscheiden, wo sich eben sein «ernster» Charakter zeigt. Freud versteht, daß es gerade diese Wahl ist, welche die Bezeugung des Kranken wertlos macht. Wenn man den psychischen Reaktionen eine Realität zuerkennen will, darf man nicht anfangen, unter ihnen auszuwählen, man muß damit beginnen, nicht mehr zu wählen. Um ihre Wirksamkeit zu ermessen, muß man ihre Abfolge respektieren. Sicherlich geht es nicht darum, ihre Kette durch die Erzählung wiederherzustellen, doch gerade der Augenblick der Bezeugung kann dafür ein bedeutsames Bruchstück bilden, vorausgesetzt, daß man die Integralität ihres Textes fordert und sich von den Ketten der Erzählung befreit.

/26/

So konstituiert sich, was man die *analytische Erfahrung* nennen kann: ihre erste Bedingung formuliert sich in einem Gesetz der *Nicht-Unterlassung*, das alles, was sich von selbst versteht, das Alltägliche und Gewöhnliche, auf die dem Bemerkenswerten vorbehaltenen Ebene des Interesses befördert; aber es ist unvollständig ohne das zweite, das *Gesetz der Nicht-Systematisierung*, welches, die Inkohärenz als Bedingung der

Erfahrung aufstellend, einem jeden Auswurf des geistigen Lebens eine Bedeutungsvermutung beimißt, also nicht nur den Repräsentationen, von welchen die Schulpsychologie nichts als den Unsinn sieht: Traumerzählung, Vorgefühle, Phantasmen der Träumerei, wirrer oder luzider Wahn, sondern auch noch jene Phänomene, die, weil sie gänzlich negativ sind, dort sozusagen keine Staatsbürgerschaft haben: Versprechen und Fehlhandlung. Man beachte, daß diese zwei Gesetze oder besser Regeln der Erfahrung, deren erste von Pichon isoliert wurde, bei Freud in einer einzigen erscheinen, die er, gemäß dem damals herrschenden Begriff, als *Gesetz der freien Assoziation* formuliert hat.

Phänomenologische Beschreibung der psychoanalytischen Erfahrung

Es ist gerade diese Erfahrung, die das Element der therapeutischen Technik bildet, aber der Arzt kann sich vornehmen, wenn er ein wenig Sinn für die Theorie hat, zu definieren, was sie zur Beobachtung hinzubringt. Er wird dann mehr als eine Gelegenheit haben, sich zu wundern, wenn das die Form des Erstaunens ist, die in der Forschung dem Auftreten einer Beziehung entspricht, die so einfach ist, daß es scheint, sie entziehe sich dem Denken.

Das Gegebene dieser Erfahrung ist zuerst aus Sprache, eine Sprache, das heißt ein Zeichen. Wie komplex ist das Problem, wenn der Psychologe das, was es bedeutet, mit dem Subjekt des Erkennens, also mit dem Denken des Subjekts, in Beziehung setzt! Welche Beziehung besteht zwischen diesem und der Sprache? Ist es nur eine, jedoch geheime, Sprache oder ist sie nur der Ausdruck eines reinen, unformulierten Denkens? Wo das gemeinsame Maß zu den beiden Termen dieses Problems finden, das heißt die Einheit, deren Zeichen die Sprache ist? Ist sie im Wort enthalten: dem Hauptwort, dem Zeitwort oder gar dem Hilfszeitwort?

/27/

In der Undurchdringlichkeit ihrer Geschichte? Warum nicht in den Mechanismen, die sie phonetisch formen? Wie wählen in diesem Irrgang, in den uns Philosophen und

Linguisten, Psycho-Physiker und Physiologen führen? Wie einen Bezug auswählen, der, je elementarer man ihn setzt, einem um so mythischer erscheint?

Doch weil der Analytiker die Erfahrung der Sprache nicht von der Situation, die sie impliziert, nämlich jener des Gesprächspartners, loslöst, stößt er auf die einfache Tatsache, daß die Sprache, bevor sie etwas bedeutet, für jemanden bedeutet. Einzig, weil er anwesend ist und zuhört, richtet sich dieser Mensch, der spricht, an ihn, und weil er seiner Rede auferlegt, nichts sagen zu wollen, bleibt dort das, was dieser Mensch *ihm sagen will*. Was er tatsächlich sagt, mag «keinen Sinn haben», was er *ihm* sagt, enthält einen. Im Antrieb zu antworten ahnt der Zuhörer dies; indem er diesen Antrieb aussetzt, versteht er den Sinn der Rede. Er erkennt darin also eine von jenen Absichten, die eine gewisse Spannung der sozialen Beziehung repräsentieren: die fordernde, die strafende, die versöhnende, die demonstrative, die rein aggressive Absicht. Man beobachte, wie die Sprache diese so verstandene Absicht übermittelt. Auf zwei Arten, von denen die Analyse reichlich Auskunft geben kann. Sie wird vom Subjekt in dem, was die Rede an Erlebtem berichtet, ausgedrückt, jedoch nicht verstanden, und zwar insoweit, als das Subjekt das moralische Anonymat des Ausdruckes auf sich nimmt: das ist die Form des Symbolismus; sie wird in dem, was die Rede vom Erlebten behauptet, vom Subjekt erfaßt, jedoch geleugnet, und zwar insoweit, als das Subjekt seinen Einfall systematisiert: das ist die Form der Verneinung. So erweist sich die Absicht in der Erfahrung als unbewußt, so sie ausgedrückt, als bewußt, so sie unterdrückt wird. Während die Sprache von ihrer Funktion des sozialen Ausdrucks in Anspruch genommen wird, enthüllt sie zugleich ihre signifikative Einheit in der Absicht und ihre als subjektiver Ausdruck konstitutive Mehrdeutigkeit, gegen das Denken bekennd, mit ihm lügend. Bemerken wir nebenbei, daß diese Beziehungen, welche die Erfahrung hier der phänomenologischen Ergründung anbietet, reich an Richtlinien für alle Theorien des »Bewußtseins«, besonders des krankhaften, sind, da die unvollständige Anerkennung dieser Beziehungen den Großteil dieser Theorien hinfällig macht.

Doch verfolgen wir die Zerlegung der Erfahrung weiter. Der Zuhörer tritt dort also in die Situation des *Gesprächspartners* ein. Diese Rolle zu

behalten, treibt ihn das Subjekt an, zuerst implizit, bald explizit. Dennoch schweigend und sogar die Reaktionen seines Gesichts verbergend, in seiner Person im übrigen wenig gekennzeichnet, widersetzt sich der Analytiker dem geduldig. Gibt es keine Schwelle, wo diese Haltung den Monolog aufhalten muß? Wenn das Subjekt ihn fortsetzt, so geschieht dies vermöge des Gesetzes der Erfahrung; aber wendet es sich immer an den wirklich gegenwärtigen Zuhörer oder vielmehr an einen anderen, imaginären, aber wirklicheren: an das Phantom der Erinnerung, den Zeugen der Einsamkeit, das Standbild der Pflicht, den Botschafter des Schicksals?

Doch eben in seiner Reaktion selbst auf die Verweigerung des Zuhörers, wird das Subjekt das *Bild* verraten, das es ihm substituiert. Durch seine Anflehung, seine Verwünschungen, seine Einschmeicheleien, seine Herausforderungen und durch seine Listen, durch die Schwankungen der Absicht, mit denen es darauf hinweist, und die der Analytiker unbeweglich, jedoch nicht kaltblütig registriert, teilt er ihm die Zeichnung dieses Bildes mit. In dem Maße, wie diese Absichten in der Rede deutlicher werden, vermengen sie sich indessen mit den Bezeugungen, auf die das Subjekt sie stützt, sie bereichert und sie wieder zu Atem kommen läßt: es formuliert dort das, woran es leidet und was es überwinden will, es vertraut dort das Geheimnis seines Scheiterns und den Erfolg seiner Pläne an, es beurteilt dort seinen Charakter und seine Beziehungen zu anderen. So informiert es den Analytiker von der Gesamtheit seines Verhaltens, der, selbst für einen Moment dessen Zeuge, dort eine Basis für seine Kritik findet. Was nun nach einer solchen Kritik dieses Verhalten dem Analytiker zeigt, ist, daß dort immer eben das *Bild* wirkt, das er in der Aktualität daraus auftauchen sieht. Doch der Analytiker ist nicht am Ende seiner Entdeckung, denn in dem Maße, wie das Ansuchen die Form der Verteidigung annimmt, erweitert sich die Bezeugung um ihre Appelle an den Zeugen; das sind reine Erzählungen, die »außer dem Subjekt« erscheinen, die das Subjekt jetzt in den Fluß seiner Rede wirft, die Ereignisse ohne Absicht, die Erinnerungsbruchstücke, die seine Geschichte zusammensetzen, und unter den abgetrenntesten jene, die aus seiner Kindheit vorbeistreiften. Aber unter diesen findet der Analytiker eben jenes *Bild* wieder, das er aus dem Subjekt durch sein Spiel hervorgebracht hat, dessen Spur er in seine Person eingedrückt wiedererkannte, dieses Bild, von dessen menschlichem Wesen er gewiß wußte, weil es die Leidenschaft

hervorrufft, weil es die Unterdrückung ausübt, das aber, wie er es selbst für das Subjekt tut, seine

/29/

Züge vor seinem Blick verbarg. Diese Züge entdeckt er in einem Familienporträt: das Bild des Vaters oder der Mutter, des allmächtigen Erwachsenen, zärtlich oder schrecklich, wohlütig oder strafend, das Bild des Bruders, des kindlichen Rivalen, des eigenen Spiegelbildes oder des Gefährten.

Aber genau dieses Bild, welches das Subjekt durch sein Verhalten vergegenwärtigt und das sich ununterbrochen reproduziert, *ignoriert* es im zweifachen Sinn des Wortes: es weiß nicht, daß dieses Bild erklärt, was es in seinem Verhalten wiederholt, ob es es nun für das seine halte oder

85 nicht - und es verkennt jene Wichtigkeit des Bildes, wenn es die Erinnerung hervorrufft, die es repräsentiert.

Während nun der Analytiker dahin kommt, dieses Bild zu erkennen, hört das Subjekt durch das Gespräch, das es weiterführt, damit auf, ihm seine Rolle vorzuschreiben. Aus dieser Stellung zieht der Analytiker die Macht, über die er für seine Wirkung auf das Subjekt verfügen wird.

Von da an handelt der Analytiker tatsächlich in der Weise, daß das Subjekt sich der Einheit des *Bildes* bewußt wird, das sich in ihm in disparaten Wirkungen bricht, je nachdem er es spielt, verkörpert oder es erkennt. Wir werden hier nicht beschreiben, wie der Analytiker in seiner Intervention vorgeht. Er operiert über die beiden Register der intellektuellen Erläuterung durch die *Interpretation* und des affektiven Manövers durch die *Übertragung*; ihre Zeiten aber festzusetzen ist Aufgabe der *Technik*, die sie entsprechend den Reaktionen des Subjektes bestimmt; ihre Geschwindigkeit zu regeln ist Aufgabe des *Takts*, wozu der Analytiker vom Rhythmus dieser Reaktionen gemahnt wird.

Sagen wir nur, daß in dem Maße, wie das Subjekt die Erfahrung und den Lebensprozeß verfolgt, in welchem sich das Bild wieder herstellt, das Verhalten aufhört, dessen Suggestion zu mimen, die Erinnerungen ihre wirkliche Dichte wiedererlangen und der

Analytiker das Ende seiner Macht sieht, die sich von nun an durch das Ende des Symptoms und die Vollendung der Persönlichkeit erübrigt.

/30/

Erörterung des objektiven Wertes der Erfahrung

Das ist die phänomenologische Beschreibung, die man von dem geben kann, was sich in der Reihe der Erfahrungen abspielt, die eine Psychoanalyse bilden. Gauklerarbeit, würde man uns sagen, hätte sie nicht gerade zur Frucht, eine Illusion aufzulösen. Ihre therapeutische Wirkung muß, im Gegenteil, wesentlich als eine doppelte Bewegung definiert werden, durch die das zuerst verschwommene und gebrochene *Bild* dem Realen regressiv angeglichen wird, um vom Realen progressiv abgeglichen, das heißt in seiner eigenen Realität wiederhergestellt zu werden. Eine Wirkung, welche die Wirksamkeit dieser Realität bezeugt.

Wenn schon nicht ein Werk der Täuschung, dann aber doch einfache Technik, wird man uns sagen, und als Erfahrung die der wissenschaftlichen Beobachtung am wenigsten günstige, da auf den der Objektivität entgegengesetztesten Bedingungen gegründet. Denn haben wir diese 86 Erfahrung nicht gerade als eine konstante *Interaktion* zwischen dem Beobachter und dem Objekt beschrieben? Tatsächlich, in eben dieser Bewegung teilt sich das Subjekt dem Beobachter durch seine Absicht mit, damit er von jener informiert wird, ja wir haben sogar auf der Ursprünglichkeit dieses Weges bestanden; umgekehrt unterläuft er von Anfang an durch die Angleichung, die er zwischen sich selbst und dem Bild begünstigt, dessen Funktion im Subjekt; nun identifiziert er das Bild erst im Fortschreiten dieser Subversion, und wir haben auch den konstitutiven Charakter dieses Vorganges nicht verschleiert. Diese Abwesenheit fester Referenz im beobachteten System, diese Verwendung der subjektiven Bewegung selbst für die Beobachtung, die sonst überall als Quelle des Irrtums ausgeschaltet wird, das scheinen alles Herausforderungen an die gesunde Methode zu sein. Mehr als das, wenn man uns die Herausforderung aussprechen läßt, die man darin an den guten Ton gerichtet sehen kann. In eben der Beobachtung, die er uns mitteilt, kann der Beobachter verstecken, was er von seiner Person einsetzt: die Intuitionen seiner Funde heißen anderswo Wahnsinn, und es fällt uns schwer zu ahnen, von welchen Erfahrungen das Bestehen

auf seinem Scharfblick ausgeht. Zweifellos sind die Wege, auf denen sich die Wahrheit enthüllt, unergründlich, und es haben sich sogar Mathematiker gefunden, die eingestanden, sie im Traum gesehen zu haben oder bei irgendeiner trivialen Kollision auf sie gestoßen zu sein. Aber es schickt sich, seine Entdeckung durch das Vorgehen in einer

/31/

zur Reinheit der Idee angemesseneren Gangart darzulegen. Die Wissenschaft darf, wie die Frau des Cäsar, nicht verdächtigt werden. Außerdem geht das gute Renommé des Gelehrten seit langem kein Wagnis mehr ein. Die Natur könnte sich in keiner menschlichen Figur mehr enthüllen, und jeder Fortschritt der Naturwissenschaft hat aus ihr einen anthropomorphen Zug verwischt.

Wenn wir mit einiger Ironie abhandeln zu können glauben, was diese Einwände an affektivem Widerstand verraten, so fühlen wir uns nicht entbunden, auf ihre ideologische Tragweite einzugehen. Ohne uns auf dem erkenntnistheoretischen Terrain zu verirren, behaupten wir zunächst, daß die physikalische Wissenschaft, so gereinigt sie in ihren modernen Errungenschaften von jeder intuitiven Kategorie erscheinen mag, nicht existiert, ohne auf eine umso auffallendere Art die Struktur der Intelligenz zu verraten, die sie konstruiert hat. Wenn ein Meyerson

87 sie als in allen ihren Prozessen der Form der geistigen *Identifizierung* unterworfen beweisen konnte, einer für die menschliche Erkenntnis so konstitutiven Form, daß er sie durch Reflexion in den gewöhnlichen Denkvorgängen wiederfindet, - wenn die Erscheinung des Lichts, um hier das Bezugsmaß und das Wirkungsatom zu liefern, eine zum menschlichen Sensorium dunklere Beziehung offenbart, - zeigen dann diese gewiß idealen Punkte, durch welche die Physik an den Menschen geheftet ist, die aber auch die Pole sind, um die sie sich dreht, nicht die beunruhigendste Homologie zu den Angelpunkten, die, wir haben es weiter oben gesehen, eine reflexive Überlieferung ohne Rekurs an die Erfahrung der menschlichen Erkenntnis zuschreibt? Wie dem auch sei, der Anthropomorphismus, den die Physik im Begriff der *Kraft* zum Beispiel reduzierte, ist nicht ein noetischer, sondern ein psychologischer Anthropomorphismus, das heißt im wesentlichen die Projektion der menschlichen *Absicht*. Dieselbe Forderung nach Reduk-

tion auf eine *Anthropologie* zu übertragen, die gerade geboren wird, sie sogar ihren fernsten Zielen aufzuerlegen, das heißt ihren Gegenstand verkennen und nachweislich einen Anthropomorphismus anderer Ordnung kundtun, den der Erkenntnis. Der Mensch unterhält tatsächlich mit der Natur Beziehungen, die einesteils von den Eigenschaften eines *identifizierenden* Denkens gekennzeichnet sind, andernteils von der Verwendung künstlicher Werkzeuge. Seine Beziehungen mit seinesgleichen gehen auf viel direkteren Wegen vor sich: wir meinen hier nicht die Sprache noch die elementaren gesell-

/32/

schaftlichen Institutionen, die, was immer ihre Ursprungsgeschichte sei, in ihrer Struktur von Künstlichkeit gekennzeichnet sind; wir denken an jene affektive Kommunikation, die der gesellschaftlichen Gruppierung wesentlich ist, und die sich unmittelbar genug in Tatsachen wie diesen äußert: daß es seinesgleichen ist, den der Mensch ausbeutet, daß er in ihm sich wiedererkennt, daß er an ihn durch das unauslöschliche psychische Band gefesselt ist, welches die für seine ersten Jahre wahrhaft spezifische Lebensmisere verewigt.

Diese Beziehungen können jenen gegenübergestellt werden, die im engeren Sinn, die Erkenntnis als *Beziehungen der Konnaturalität* erstellen: wir wollen durch diesen Ausdruck ihre Homologie mit jenen unmittelbareren, globaleren und angepaßteren Formen ansprechen, die in ihrer Gesamtheit die psychischen Beziehungen des Tieres mit seinem natürlichen Milieu kennzeichnen und sich daher von denselben Beziehungen beim Menschen unterscheiden. Wir werden auf den Wert dieser Lehre der Tierpsychologie zurückkommen. Wie dem auch sei, die Idee des Menschen von einer durch eine harmonische Beziehung ihm verbundenen Welt läßt ihre Grundlage im Anthropomorphismus des Mythos von der *Natur* erraten; in dem Maße wie die Anstrengung fruchtet, welche von dieser Idee beseelt wird, erweist sich die Realität dieser Grundlage in jener immer riesigeren Subversion der Natur, welche die *Hominisierung* des Planeten ist: die »Natur« des Menschen ist seine Beziehung zum Menschen.

*Der Gegenstand der Psychologie definiert sich
in Begriffen, die in ihrem Wesen relativistisch sind.*

In dieser den *zwischenmenschlichen Beziehungen* spezifischen Realität kann eine Psychologie ihren eigenen Gegenstand und ihre Untersuchungsmethode definieren. Die Begriffe, die diesen Gegenstand und diese Methode implizieren, sind nicht subjektiv, sondern relativistisch. Da sie in ihrer Grundlage anthropomorph sind, können diese Begriffe, wenn ihre oben angezeigte Ausdehnung auf die Tierpsychologie sich als wertvoll erweist, in allgemeinen Formen der Psychologie entwickelt werden.

Im übrigen erweist sich der objektive Wert einer Forschung wie die Wirklichkeit der Bewegung: durch die Wirksamkeit ihres Fortschrittes.

/33/

Was am besten die Vortrefflichkeit des Weges bestätigt, den Freud, um an das Phänomen heranzugehen, mit einer Reinheit definiert, die ihn von allen anderen Psychologen unterscheidet, das ist der wunderbare Vorsprung, der ihn in der psychologischen Realität «an die Spitze» aller anderen getragen hat.

Wir werden diesen Punkt in einem zweiten Teil dieses Artikels beweisen. Im gleichen Zug werden wir die geniale Verwendung dartun, die er vom Begriff des *Bildes* zu machen imstande war. Denn wenn er ihn unter dem Namen der *Imago* nicht vollständig aus dem verwirrten Zustand der gemeinen Anschauung herauslösen konnte, so deshalb, um ihn meisterlich in seiner konkreten Bedeutung zu verwenden und all seine *informativische* Funktion [fonction *in formatrice*] in der Anschauung, im Gedächtnis und in der Entwicklung zu bewahren.

Diese Funktion zeigte er auf, indem er in der Erfahrung den Prozeß der *Identifizierung* entdeckte: durchaus verschieden von jenem der *Nachahmung*, deren Form durch partielle und tastende Annäherung gekennzeichnet ist, steht dem die Identifizierung nicht nur als *globale* Angleichung einer Struktur gegenüber, sondern auch als *virtuelle* An

89 gleichung *der Entwicklung*, die diese Struktur in einem noch undifferenzierten Zustand impliziert.

So weiß man, daß das Kind gewisse affektive Situationen, die besondere Verbindung zweier Individuen in einer Gruppe zum Beispiel, mit einem ungemein direkteren Scharfblick wahrnimmt als ein Erwachsener; dieser ist wirklich, trotz seiner größeren

psychischen Differenzierung genauso in der Menschenkenntnis gehemmt wie in der Unterhaltung seiner Beziehungen, nämlich durch die konventionellen Kategorien, die sie zensurieren. Aber die Abwesenheit dieser Kategorien ist dem Kind weniger zur besseren Wahrnehmung der Zeichen behilflich als die Primärstruktur seines Psychismus, indem sie ihn gleich ohne weiteres mit dem wesentlichen Sinn der Situation durchdringt. Doch nicht dort liegt all sein Vorteil: es trägt unter anderem mit dem bezeichnenden Eindruck den Keim der gesellschaftlichen Interaktion davon, die sich dort ausgedrückt hat, und den es in seinem ganzen Reichtum entwickeln wird.

Deshalb kann der Charakter eines Menschen eine elterliche *Identifizierung* entwickeln, die seit dem Grenzalter seiner Erinnerung aufgehört hat, sich auszuwirken. Was sich auf diesem psychischen Wege fortpflanzt, sind jene Züge, die dem Individuum die besondere Form seiner menschlichen Beziehungen geben, anders gesagt, seine *Persönlichkeit*..

/34/

Doch was das Verhalten des Menschen dann widerspiegelt, sind nicht nur diese Züge, die dennoch oft zu den verstecktesten gehören, es ist vielmehr die aktuelle Situation des Konfliktes oder der Inferiorität in der ehelichen Gruppe zum Beispiel, in der sich der Elternteil, das Objekt der Identifizierung, befand, als diese sich bildete. Aus diesem Prozeß folgt, daß das individuelle Verhalten des Menschen das Merkmal einer bestimmten Anzahl typischer psychischer Beziehungen trägt, in denen sich eine bestimmte gesellschaftliche Struktur ausdrückt, zumindest die *Konstellation*, die in dieser Struktur besonders die ersten Jahre der Kindheit beherrscht.

Diese grundlegenden psychischen Beziehungen haben sich der Erfahrung enthüllt und wurden von der Lehre unter dem Begriff der *Komplexe* definiert: man muß darin den konkretesten und fruchtbarsten Begriff sehen, der in das Studium des menschlichen Verhaltens eingebracht wurde, im Gegensatz zum Begriff des Instinktes, welcher sich bis jetzt auf diesem Gebiet so unangemessen wie steril erwies. Wenn die Lehre den Komplex in der Tat auf den Instinkt bezogen hat, so scheint es doch, daß die Theorie mehr vom ersteren erhellt wird, als sie sich auf den zweiten stützt.

Auf dem Wege des *Komplexes* werden nämlich im Psychismus die Bilder eingeführt, welche die umfassendsten Einheiten des Verhaltens formen: Bilder, mit denen sich das Subjekt identifiziert, um als einziger Schauspieler ringsumher das Drama ihrer Konflikte zu spielen. Diese Komödie, vom Genius der Gattung unter das Zeichen des Lachens und der Tränen gesetzt, ist insofern eine *commedia del arte*, als jedes Individuum sie improvisiert und ihr einen mittelmäßigen oder hohen Ausdruck verleiht, nach seinen Begabungen gewiß, aber auch gemäß einem paradoxalen Gesetz, welches die psychische Fruchtbarkeit jeder vitalen Unzulänglichkeit zu zeigen scheint. *Commedia del arte* auch noch, da sie nach einem typischen Entwurf und den herkömmlichen Rollen gespielt wird. Man kann dort genau die Personen erkennen, welche von der Folklore, den Märchen, dem Kinder- und Erwachsenentheater vorgebildet wurden: den Menschenfresser, den Krampus, den Geizhals, den edlen Vater. Die Komplexe drücken sie unter gelehrteren Namen aus. In einem Bild, zu dem uns der andere Teil [versant] dieser Arbeit führen wird, wird man die Figur des Harlekins erkennen.

Nachdem wir in der Tat den phänomenologischen Gewinn des Freudismus zur Geltung gebracht haben, kommen wir nun zur Kritik seiner

/35/

Metapsychologie. Sie beginnt sehr genau bei der Einführung des Begriffs der *Libido*. Die Freudsche Psychologie, die ihre Induktion mit einer der Tollkühnheit nahen Verwegenheit vorantreibt, gibt vor, von der zwischenmenschlichen Beziehung, wie sie sie als in unserer Kultur bestimmt isoliert, bis zur biologischen Funktion aufzusteigen, die ihr Substrat wäre, sie bestimmt diese Funktion im *sexuellen Begehren*. Dennoch müssen zwei Verwendungen des *Libidobegriffes* unterschieden werden, die übrigens in der Lehre ununterbrochen vermischt sind: als *energetischer Begriff*, welcher die Äquivalenz der Erscheinungen regelt, als *substantialistische Hypothese*, die sie auf die Materie bezieht. Wir bezeichnen die *Hypothese* als *substantialistisch* und nicht als materialistisch, da der Rückgriff auf die Idee der Materie nur eine naive und überholte Form eines authentischen Materialismus ist. Wie dem auch sei, Freud sieht im Metabolismus der sexuellen Funktion beim Menschen die Basis der unendlichen verschiedenen »Sublimationen«, die sein Verhalten bekunden.

Wir werden diese Hypothese hier nicht erörtern, weil sie uns dem eigentlichen Bereich der Psychologie äußerlich erscheint. Wir unterstreichen nichtsdestoweniger, daß sie auf einer sehr wertvollen klinischen Entdeckung gegründet ist: jener einer Korrelation, die sich andauernd zwischen der Ausübung, dem Typus sowie den Anomalien der sexuellen Funktion und einer sehr großen Anzahl von Formen und psychischen «Symptomen» äußert. Fügen wir dem hinzu, daß die Mechanismen, in denen sich die Hypothese entwickelt, ganz verschieden von jenen des Assoziationismus, zu Tatsachen führen, die sich der Kontrolle der Beobachtung anbieten.

Wenn die Theorie der Libido in der Tat zum Beispiel behauptet, die infantile Sexualität gehe ein Stadium analer Organisation durch und gebe der Ausscheidungsfunktion sowie dem exkrementellen Objekt einen erotischen Wert, so läßt sich dieses Interesse beim Kind an eben dem Platz beobachten, den man uns als solchen angibt.

Als *energetischer Begriff* hingegen ist die Libido nur die symbolische Notation der Äquivalenz zwischen den Dynamismen, welche die Bilder im Verhalten besetzen. Das ist gerade die Bedingung der *symbolischen Identifizierung* und die wesentliche Entität der rationalen Ordnung, ohne welche keine Wissenschaft sich konstituieren könnte. Durch diese Notation kann die Wirksamkeit der Bilder, ohne noch auf eine Maßeinheit bezogen werden zu können, jedoch schon mit einem positiven oder negativen Vorzeichen versehen, durch das Gleichgewicht, das sie

/36/

herstellen und in gewisser Weise mittels einer Methode von *doppelter Wägung* ausgedrückt werden.

Der *Libidobegriff* ist in dieser Verwendung nicht mehr metapsychologisch: er ist das Instrument eines Fortschritts der Psychologie zu einem positiven Wissen. Die Kombination dieses Begriffs der libidinösen Besetzung mit einer so konkret definierten Struktur wie der des *Überich* zum Beispiel stellt, sowohl was die ideale Definition des *moralischen Gewissens* als auch die funktionelle Abstraktion der *Opposition* oder *Nachahmung* genannten Reaktionen betrifft, einen Fortschritt dar, der sich nur mit jenem vergleichen läßt, den in der Physik die Verwendung des Verhältnisses *Gewicht über Volumen* erbracht hat, als man mit ihm die quantitativen Kategorien von leicht und schwer ersetzte. So wurden die Elemente einer *positiven* Determinierung in die psychi-

schen Realitäten eingeführt, die eine *relativistische* Definition zu objektivieren erlaubte. Diese Determinierung ist dynamisch oder zu den *Tatsachen des Begehrens* relativ.

Auf diese Art konnte beim Menschen eine Skala für die Konstitution der Objekte seines Interesses aufgestellt werden, und besonders jener von einer wunderbaren Mannigfaltigkeit, die ein Rätsel bleiben, wenn die Psychologie im Prinzip die Realität so annimmt, wie die Erkenntnis sie bildet: Anomalien der Gemütsbewegung und des Triebes, Idiosynkrasien von Anziehung und Abstoßung, Phobien und Paniken, Sehnsüchte und irrationale Willensäußerungen, persönliche Liebhabereien, wählerische Sammlerleidenschaften, Erfindungen der Erkenntnis oder Berufungen zur Tat.

Auf der anderen Seite wurde eine Aufteilung dessen definiert, was man die *imaginären Posten* nennen kann, welche die *Persönlichkeit* bilden, Posten, auf die sich die weiter oben zitierten Bilder verteilen und wo sie sich gemäß ihrem Typus zusammensetzen, als Formgeber der Entwicklung: das sind das *Es*, das *Ich*, die archaischen und sekundären Instanzen des *Überich*.

Hier stellen sich zwei Fragen: wie konstituiert sich durch die Bilder, die Objekte des Interesses, jene *Realität*, in der die Erkenntnis des Menschen universell übereinstimmt? Wie bildet sich quer durch die typischen Identifizierungen des Subjekts das *Ich*, wo es sich erkennt?

Auf diese beiden Fragen antwortet Freud, indem er sich von neuem auf das metapsychologische Gebiet begibt. Er stellt ein «*Realitätsprinzip*» auf, dessen Kritik in seiner Lehre das Ende unserer Arbeit bildet. Doch zuvor müssen wir überprüfen, was die Forschungen, die mit der Freud-

/37/

schen Disziplin in der neuen psychologischen Wissenschaft konkurrieren, über die *Realität des Bildes* und die *Formen der Erkenntnis* beibringen. Das werden die beiden Teile unseres zweiten Artikels sein.

(Marienbad, Noirmoutier. August-Oktober 1936.)

Übersetzt von Franz Kaltenbeck

**Jacques Lacan: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. in: ders.
Schriften I, Olten 1973**

Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion
wie sie uns in der psychoanalytischen
Erfahrung erscheint
Bericht für den
16. Internationalen Kongreß für Psychoanalyse
in Zürich am 17. Juli 1949

/63/

Der Begriff Spiegelstadium, den ich anlässlich unseres letzten Kongresses vor dreizehn Jahren eingeführt habe und der in der französischen Gruppe inzwischen allgemein verwendet wird, schien es mir wert zu sein, Ihrer Aufmerksamkeit erneut empfohlen zu werden; dies um so mehr, als der Begriff geeignet ist, die Funktion des *Ich (je)*, wie wir sie in der Psychoanalyse erfahren, zu verdeutlichen. Gerade unsere spezielle Erfahrung stellt uns jeder Philosophie entgegen, die sich unmittelbar vom *cogito* ableitet.

Vielleicht erinnern sich einige unter Ihnen an den Verhaltensaspekt, von dem wir ausgehen, und den wir mittels einer Tatsache der vergleichenden Psychologie erhellen: Das Menschenjunge erkennt auf einer Altersstufe von kurzer, aber durchaus merklicher Dauer, während der es vom Schimpansenjungen an motorischer Intelligenz übertroffen wird, im Spiegel bereits sein eigenes Bild als solches. Dieses Erkennen wird signalisiert durch die illuminative Mimik des *Aha-Erlebnisses*, in dem - als einem wichtigen Augenblick des Intelligenz-Aktes - sich nach Köhler die Wahrnehmung der Situation ausdrückt. Dieser Akt erschöpft sich nicht, wie beim Affen, im ein für allemal erlernten Wissen von der Nichtigkeit des Bildes, sondern löst beim Kind sofort eine Reihe von Gesten aus, mit deren Hilfe es spielerisch die Beziehung der vom Bild aufgenommenen Bewegungen zur gespiegelten Umgebung und das Verhältnis dieses ganzen virtuellen Komplexes zur Realität untersucht, die es verdoppelt, bestehe sie nun im eigenen Körper oder in den Personen oder sogar in Objekten, die sich neben ihm befinden.

Dieses Ereignis kann - wir wissen es seit Baldwin - vom sechsten Monat an ausgelöst werden; seine Wiederholung hat - als ein ergreifendes Schauspiel - unser Nachdenken

oft festgehalten: vor dem Spiegel ein Säugling, der noch nicht gehen, ja nicht einmal aufrecht stehen kann, der aber, von einem Menschen oder einem Apparat (in Frankreich nennt man ihn «trotte-bebe») umfassen, in einer Art jubulatorischer Geschäftigkeit aus den Fesseln eben dieser Stütze aussteigen, sich in eine mehr oder weniger labile Position bringen und einen momentanen Aspekt des Bildes noch einmal erhaschen will, um ihn zu fixieren. Solche Aktivität behält für uns bis zum Alter von achtzehn Monaten den Sinn, den wir ihr geben. Sie verrät nicht nur einen libidinösen Dynamismus, der bis dahin problematisch geblieben ist, sondern auch

/64/

eine ontologische Struktur der menschlichen Welt, die in unsere Reflexionen über paranoische Erkenntnis eingeht.

Man kann das Spiegelstadium *als eine Identifikation* verstehen im vollen Sinne, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung. Daß ein Bild für einen solchen Phasen-Effekt prädestiniert ist, zeigt sich bereits zur Genüge in der Verwendung, die der antike Terminus *Imago* in der Theorie findet.

Die jubulatorische Aufnahme seines Spiegelbildes durch ein Wesen, das noch eingetaucht ist in motorische Ohnmacht und Abhängigkeit von Pflege, wie es der Säugling in diesem *in f* ans-Stadium ist, wird von nun an - wie uns scheint - in einer exemplarischen Situation die symbolische Matrix darstellen, an der das *Ich* (*je*) in einer ursprünglichen Form sich niederschlägt, bevor es sich objektiviert in der Dialektik der Identifikation mit dem andern und bevor ihm die Sprache im Allgemeinen die Funktion eines Subjektes wiedergibt. Diese Form könnte man als *Ideal-Ich* bezeichnen und sie so in ein bereits bekanntes Begriffsregister zurückholen; damit würde sie zum Stamm der sekundären Identifikationen, worunter wir die Funktionen der Libido-Normalisierung verstehen. Aber von besonderer Wichtigkeit ist gerade, daß diese Form vor jeder gesellschaftlichen Determinierung die Instanz des *Ich* (*moi*) auf einer fiktiven Linie situiert, die das Individuum allein nie mehr auslöschen kann, oder vielmehr: die nur asymptotisch das Werden des Subjekts erreichen wird, wie erfolgreich immer die dialektischen Synthesen verlaufen mögen, durch die es, als *Ich* (*je*), seine Nichtübereinstimmung mit der eigenen Realität überwinden muß.

Die totale Form des Körpers, kraft der das Subjekt in einer Fata Morgana die Reifung seiner Macht vorwegnimmt, ist ihm nur als «Gestalt» gegeben, in einem Außerhalb, wo zwar diese Form eher bestimmend als bestimmt ist, wo sie ihm aber als Relief in Lebensgröße erscheint,

das sie erstarren läßt, und einer Symmetrie unterworfen wird, die ihre Seiten verkehrt - und dies im Gegensatz zu der Bewegungsfülle, mit der es sie auszustatten meint. Solchermaßen symbolisiert diese «Ge

/65/

stalt» - deren Prägnanz offenbar als artgebunden zu betrachten ist, obschon ihr Bewegungsstil noch verkannt werden könnte - durch die zwei Aspekte ihrer Erscheinungsweise die mentale Permanenz des *Ich* (je) und präfiguriert gleichzeitig dessen entfremdende Bestimmung; sie geht schwanger mit den Entsprechungen, die das *Ich* (je) vereinigen mit dem Standbild, auf das hin der Mensch sich projiziert, wie mit dem Phantomen, die es beherrschen, wie auch schließlich mit dem Automaten, in dem sich, in mehrdeutiger Beziehung, die Welt seiner Produktion zu vollenden sucht.

Für die *Imagines* - wir haben das Vorrecht, zu sehen, wie ihre verschleierte Gesichter in unserer alltäglichen Erfahrung und im Halbschatten der symbolischen Wirksamkeit' Konturen gewinnen - scheint das Spiegelbild die Schwelle der sichtbaren Welt zu sein, falls wir uns der spiegelartigen Anordnung überlassen, welche die *Imago des eigenen Körpers* in der Halluzination und im Traum darbietet - handle es sich nun um seine individuelle Züge, seine Gebrechen oder seine Projektionen auf ein Objekt -, oder falls wir die Rolle des spiegelnden Apparates in den Erscheinungsweisen des *Doppelgängers* entdecken, in denen sich psychische Realitäten manifestieren, die im übrigen sehr verschiedenartig sein können.

Daß eine «Gestalt» bildnerische Wirkungen auf den Organismus auszuüben vermag, ist durch ein biologisches Experimentieren bezeugt, das der Idee einer psychischen Kausalität derart fremd gegenübersteht, daß es sich nicht entschließen kann, sie als solche zu formulieren. Dennoch erkennt es, daß die Reifung der Geschlechtsdrüsen bei der Taube den Anblick eines Artgenossen unbedingt voraussetzt - wobei dessen Geschlecht keine große Rolle spielt -, und daß die gleiche Wirkung auch erzielt wird durch das Aufstellen eines Spiegels in der Nähe des Individuums, so daß es sich darin

sehen kann. In ähnlicher Weise kann der Generationswechsel bei den Wanderheuschrecken von der Form des Einzelgängers zu der des Schwarms erreicht werden, indem das Individuum in einem bestimmten Stadium dem bloßen Anblick eines bewegten Bildes von einem Artgenossen ausgesetzt wird - wobei die künstlichen Bewegungen allerdings möglichst denen ähnlich sein müssen, die der Art entsprechen. Diese Tatsachen fügen sich in eine Ordnung homomorpher Identifikation, welche in die Frage nach dem Sinn der Schönheit als einer bildenden und erogenen miteinbezogen wäre.

/66/

Doch die Tatsachen der Mimikry, begriffen als heteromorphe Identifikation, interessieren uns hier nicht weniger, um so mehr als sie das Problem der Bedeutung des Raumes für den lebenden Organismus stellen; die psychologischen Begriffe scheinen mindestens so geeignet zu sein, einiges Licht in diese Dinge zu bringen, wie die lächerlichen Versuche, solche Tatsachen auf ein angeblich vorherrschendes Gesetz der Anpassung zurückzuführen. Erinnern wir uns nur an die Einblicke, die uns das Denken eines Roger Caillois (das damals eben den Bruch mit der Soziologie, wo es entstanden war, vollzogen hatte) verschaffte, als er unter dem Begriff *psychasthenie legendaire* die morphologische Mimikry einer Zwangsvorstellung vom Raum in ihrer entrealisierenden Wirkung zuordnete.

Wir haben in der gesellschaftlichen Dialektik, welche die menschliche Erkenntnis als eine paranoische strukturiert-, den Grund gezeigt, der diese Erkenntnis im Kraftfeld des Begehrens autonomer macht als die des Tieres, der sie aber auch auf jenes «bißchen Realität» beschränkt, das die surrealistische Unzufriedenheit an ihr denunziert. Auch zwingen uns diese Überlegungen, in der räumlichen Befangenheit, die das Spiegelstadium manifestiert, beim Menschen die Wirkung einer organischen Unzulänglichkeit seiner *natürlichen* Realität anzuerkennen, die sogar jener Dialektik vorausgeht - wenn wir überhaupt dem Terminus *Natur* einen Sinn geben wollen.

Die Funktion des Spiegelstadiums erweist sich uns nun als ein Spezialfall der Funktion der *Imago*, die darin besteht, daß sie eine Beziehung herstellt zwischen dem Organismus und seiner Realität - oder, wie man zu sagen pflegt, zwischen der *Innenwelt* und der *Umwelt*'. Aber diese Beziehung zur Natur ist beim Menschen gestört

durch ein gewisses Aufspringen (*dehiscence*) des Organismus in seinem Innern, durch eine ursprüngliche Zwietracht', die sich durch die Zeichen von Unbehagen und motorischer Inkoordination in den ersten Monaten des Neugeborenen verrät. Das objektive Wissen um die anatomische Unvollendetheit des Pyramidalsystems und um die Remanenz gewisser organischer Flüssigkeiten des mütterlichen Körpers bestätigt, was wir als Gegebenheiten einer tatsächlichen, *spezifischen Vorzeitigkeit der menschlichen Geburt* formulieren.

Erinnern wir uns zwischendurch, daß diese Gegebenheit von den

/67/

Embryologen als solche anerkannt und als *Foetalisation* bezeichnet wird; sie bestimmt den Vorrang der sogenannten höheren Nervensysteme und speziell der Hirnrinde, die ja seit den Eingriffen der PsychoChirurgen als intraorganischer Spiegel zu gelten hat. Diese Entwicklung wird erlebt als eine zeitliche Dialektik, welche die Bildung des Individuums entscheidend als Geschichte projiziert: das *Spiegelstadium* ist ein Drama, dessen innere Spannung von der Unzulänglichkeit auf die Antizipation überspringt und für das an der lockenden Täuschung der räumlichen Identifikation festgehaltene Subjekt die Phantasmen ausheckt, die, ausgehend von einem zerstückelten Bild des Körpers, in einer Form enden, die wir in ihrer Ganzheit eine orthopädische nennen könnten, und in einem Panzer, der aufgenommen wird von einer wahnhaften Identität, deren starre Strukturen die ganze mentale Entwicklung des Subjekts bestimmen werden. So bringt der Bruch des Kreises von *der Innenwelt zur Umwelt'* die unerschöpfliche Quadratur der Ich-Prüfungen (*recolements du moi*) hervor. Dieser zerstückelte Körper, dessen Begriff ich ebenfalls in unser System theoretischer Bezüge eingeführt habe, zeigt sich regelmäßig in den Träumen, wenn die fortschreitende Analyse auf eine bestimmte Ebene aggressiver Desintegration des Individuums stößt. Er erscheint dann in der Form losgelöster Glieder und exoskopisch dargestellter, geflügelter und bewaffneter Organe, die jene inneren Verfolgungen aufnehmen, die der Visionär Hieronymus Bosch in seiner Malerei für immer festgehalten hat, als sie im fünfzehnten Jahrhundert zum imaginären Zenith des modernen Menschen heraufstiegen. Aber diese Form erweist sich als greifbar im Organischen selbst, an den Bruchlinien nämlich, welche die fantasmatische Anatomie umreißen und die offenbar werden in Spaltungs- und Krampfsymptomen, in

hysterischen Symptomen. Entsprechend symbolisiert sich die Ich-Bildung (formation du je) in Träumen als ein befestigtes Lager, als ein Stadion', das - quer durch die innere Arena bis zur äußeren Umgrenzung, einem Gürtel aus Schutt und Sumpfland - geteilt ist in zwei einander gegenüberliegende Kampffelder, wo das Subjekt verstrickt ist in die Suche nach dem erhabenen und fernen inneren Schloß, dessen Form - manchmal im gleichen Szenario danebengestellt - in ergreifender Weise das Es symbolisiert. Wir finden diese Strukturen einer Befestigungsanlage - deren Metaphorik

/68/

spontan auftaucht, als würde sie unmittelbar aus den Symptomen des Subjekts hervorgehen - in ähnlicher Weise auf mentaler Ebene realisiert; sie markieren dort Mechanismen der Inversion, Isolation, Verdoppelung, Annullierung, Verschiebung, die der Zwangsneurose zugeschrieben werden.

Doch wollten wir uns auf solche subjektive Gegebenheiten allein stützen - so wenig auch immer wir sie aus den Bedingungen des Experiments lösen, die uns ermöglichen, sie durch eine Sprachtechnik zu erfahren -, blieben unsere theoretischen Versuche dem Vorwurf ausgesetzt, daß sie in das Undenkbare eines absoluten Subjekts hineinprojiziert würden: Deshalb haben wir in der hier auf das Zusammentreffen objektiver Gegebenheiten gegründeten Hypothese das Leitgitter einer *Methode der symbolischen Reduktion* gesucht.

Diese errichtet in den *Abwehrhandlungen des Ich* (defenses du moi) eine genetische Ordnung, die dem von Anna Freud im ersten Teil ihres großen Werks formulierten Wunsch entspricht, und verlegt die hysterische Verdrängung und deren wiederholte Rückkehr - entgegen einem oft geäußerten Vorurteil - in ein archaischeres Stadium als die zwangsneurotische Inversion und deren isolierende Vorgänge und zeigt darüber hinaus, daß diese der paranoischen Entfremdung vorausgehen, welche mit der Wendung vom Spiegel-Ich (*je speculaire*) zum sozialen Ich (*je social*) zusammenhängt. Der Augenblick, in dem sich das Spiegelstadium vollendet, begründet - durch die Identifikation mit der *Imago* des Nächsten und das Drama der Ur-Eifersucht (dessen Wichtigkeit die Schule von Charlotte Bühler bei der Beobachtung des kindlichen *Transitivismus* erkannt hat) - die Dialektik, welche von nun an das Ich (*je*) mit sozial erarbeiteten Situationen verbindet.

Dieser Augenblick läßt auf entscheidende Weise das ganze menschliche Wissen in die Vermittlung durch das Begehren des andern umkippen, konstituiert seine Objekte in abstrakter Gleichwertigkeit durch die Konkurrenz der andern und macht aus dem *Ich* (je) jenen Apparat, für den jede instinktive Regung auch dann eine Gefahr bedeutet, wenn sie einem natürlichen Reifeprozess entspricht - wobei selbst die Normalisierung dieses Reifens von nun an beim Menschen von einer kulturellen Umsetzung abhängt: wie beim Sexualobjekt im Ödipuskomplex zu sehen ist.

Der Begriff «primärer Narzißmus», mit dem die Doktrin die libidinöse Besetzung, die diesem Augenblick eignet, bezeichnet, verrät im Lichte

/69/

unserer Konzeption bei seinen Erfindern ein tiefes Gefühl für das Latente im Semantischen. Aber sie macht auch deutlich, welchen dynamischen Gegensatz zwischen dieser Libido und der sexuellen jene Erfinder zu definieren versuchten, als sie sich auf Destruktions- oder Todesinstinkte beriefen, um den offensichtlichen Zusammenhang zwischen der narzißtischen Libido und der entfremdenden Ich-Funktion, der Aggressivität, zu erklären, die sich in jeder Beziehung zum andern, und sei sie noch so karitativer Art, abzeichnet. Das bedeutet, daß sie an jene existentielle Negativität gerührt haben, deren Wirklichkeit so lebhaft gefördert wird durch das zeitgenössische Philosophieren über Sein und Nichts.

Doch dieses Philosophieren begreift jene Negativität leider nur, soweit sie in den Grenzen bewußtseinsmäßiger self-Genügsamkeit bleibt, die, weil sie bereits in ihre Voraussetzungen eingeschrieben ist, die Illusion der Autonomie - der sie sich überläßt - verkettet mit den konstitutiven Verkennungen des *Ich* (moi). Ein Spiel des Geistes, das von den Anleihen bei der analytischen Erfahrung ganz besonders zehrt, um in der Anmaßung zu gipfeln, es könne eine existentielle Psychoanalyse begründen.

Am Ende des historischen Unterfangens einer Gesellschaft, sich keine andere als eine nützliche Funktion mehr zuzuerkennen, und angesichts der Angst des Individuums vor sozialen Bindungen in der Masse, deren Aufkommen der Lohn jenes Unterfangens zu sein scheint, läßt sich der Existentialismus an den Rechtfertigungen abschätzen, die er den subjektiven Sackgassen gibt, die eben daraus resultieren: Eine Freiheit, die sich nirgends so authentisch bejaht wie innerhalb der Mauern eines Gefängnisses; ein

Fordern von Engagement, in dem sich die Ohnmacht des reinen Bewußtseins ausdrückt, irgendeine Situation zu übersteigen; eine voyeurhaft-sadistische Idealisierung der sexuellen Beziehung; eine Persönlichkeit, die sich nur im Selbstmord realisiert; ein Bewußtsein des andern, das sich erst mit dem hegelschen Mord zufrieden gibt. Solchen Vorstellungen widersetzt sich unsere ganze Erfahrung; diese führt uns weg von der Annahme, daß das *Ich* (moi) auf das *WahrnehJungs- und Bewußtseinssystem* zentriert und von jenem «Realitätsprinzip» organisiert sei, in dem sich jenes szientistische Vorurteil formuliert, das der Dialektik der Erkenntnis entschieden widerspricht; diese unsere Erfahrung läßt uns vielmehr von der *Verkennungsfunktion* ausgehen, die das Ich in all den von Anna Freud so genau artikulierten Strukturen charakterisiert; denn wenn die *Verneinung* deren

/70/

offenbare Form darstellt, so bleiben doch deren Wirkungen zum größten Teil verborgen, solange sie nicht erhellt werden in irgendeinem Lichte, das von der Ebene der Fatalität reflektiert wird, wo sich das Es manifestiert.

Solchermaßen kann jene Trägheit verstanden werden, die den Bildungen des *Ich* eignet, in denen die ausführlichste Definition der Neurose zu sehen ist: die Befangenheit des Subjekts in der Situation gibt die allgemeinste Formel für den Wahnsinn ab, sowohl für den zwischen den Mauern der Asyle wie für den, der mit seinem Lärm und seiner Wut die Erde betäubt.

Die Leiden der Neurose und der Psychose sind für uns die Schule der seelischen Leidenschaften, so wie der Balken der psychoanalytischen Waage - wenn wir den Grad der Bedrohung ganzer Bevölkerungsgruppen ermessen wollen - uns anzeigt, wie weit die Leidenschaften im Staate abgetötet sind.

In diesem Punkt, wo sich Natur und Gesellschaft treffen und den die heutige Anthropologie so hartnäckig erforscht, erkennt allein die Psychoanalyse jenen Knoten imaginärer Knechtschaft, den die Liebe immer neu lösen oder zerschneiden muß. Für ein solches Werk erweist sich nach unserer Meinung das altruistische Gefühl als eitel; wir setzen die Aggressivität ins Licht, welche unter den Aktionen des Philantropen, des Idealisten, des Pädagogen, sogar des Reformators liegt.

In der Zuflucht, welche wir vor dem Subjekt für das Subjekt retten, kann die Psychoanalyse den Patienten bis zu der Grenze der Entzückung begleiten, wo sich ihm in der Formel *Rdu bist es*» die Chiffre seiner irdischen Bestimmung enthüllt, aber es steht nicht allein in unsrer Macht als Praktiker, ihn dahin zu führen, wo die wahre Reise beginnt.

Übersetzt von Peter Stehlin

aus: Samuel Weber: Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Ent-stellung der Psychoanalyse, Wien 2000

/23/

2. Das imaginäre Ich Lacans Theorie des Spiegelstadiums

In einer kurzen, für die Veröffentlichung seiner Schriften in Buchform geschriebenen Notiz, *Zu unserem Werdegang*, blickt Lacan zurück auf seine frühen Schriften und kommentiert sie mit dem folgenden Satz: „Wir befinden uns also in der Lage, diese Texte in eine zweite Zukunft (*futur antérieur*) versetzen zu müssen: sie werden unsere Einfügung des Unbewussten in die Sprache vorausgenommen haben.

Als eine Beschreibung seines eigenen Werdens ist Lacans Rekurs auf dieses *futur antérieur* - auf deutsch meist „zweite Zukunft“ genannt, aber auch „Vor-Zukunft“, „vollendete Zukunft“ und „*futurum exactum*“ - in vielerlei Hinsicht bemerkenswert - Denn diese Zeitform dient Lacan dazu, nicht nur seine eigene Entwicklung zu bezeichnen, sondern ebenfalls die Geschichtlichkeit des Subjekts überhaupt, sofern sie durch das Unbewußte mitkonstituiert wird. In seiner programmatischen Rede, *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*, äussert sich Lacan so:

Was sich in meiner Geschichte (das heißt in der des individuellen Subjekts - S.W.) verwirklicht, ist nicht die bestimmte Vergangenheit (*passé défini*) dessen, was war, weil es nicht mehr ist, noch ist es das Perfectum dessen, was gewesen ist in dem, was ich bin, sondern die zweite Zukunft (*futur antérieur*) dessen, was ich gewesen sein werde, für das, was ich dabei bin zu werden.

/24/

Die Eigentümlichkeit dieses *futur anterieur*, Matrix für die Geschichtlichkeit des Subjekts, lässt sich in ihrer Spezifität vielleicht am besten durch einen kurzen Vergleich mit Hegel erläutern. Die tragende Zeitform des Hegelschen Diskurses, der sich als Selbstverwirklichung des Geistes darstellt, lässt sich eindeutig feststellen: Sie ist das Perfektum, und zwar als eine Gegenwart des Geistes, die zumindest virtuell immer schon vollendet gewesen ist. Ohne ein solches Gewesensein wäre sowohl das absolute Wissen als auch die philosophische Gewissheit - das heisst, wissenschaftliche Erkenntnis als solche - nie in den Schriften Hegels darstellbar gewesen. In seiner *Einleitung zur Phänomenologie des Geistes* kritisiert Hegel die Auffassung des Denkens als blosses Werkzeug, das nur dazu dienen soll, ein ihm Äußerliches zu erkennen; daraus schließt er:

Sollte das Absolute durch das Werkzeug (der Erkenntnis - S.W.) uns nur überhaupt nähergebracht werden, ohne etwas an ihm zu verändern, wie etwa durch die Leimrute der Vogel, so würde es wohl, wenn es nicht an und für sich schon bei uns wäre und sein sollte, dieser List spotten ...

Das Absolute, der Geist müsse also schon an und für sich bei uns sein und sein wollen, damit wir die Wahrheit erreichen können. Ohne diese vorherige Anwesenheit wäre nicht nur die Philosophie als strenge Wissenschaft unmöglich, sondern ebenfalls die Identität des Subjekts. Denn wie könnte je ein Subjekt zu sich selbst kommen, seine Identität dialektisch verwirklichen, wenn diese Matrix der Präsenz nicht zumindest virtuell schon da wäre und sein wollte: als Form, die gefüllt werden muss, oder als Kern einer zukünftigen Entfaltung. Das Subjekt, das Denken, kann nur zu sich kommen, sofern

/25/

die Form dieses *Sich als mögliche Präsenz* immer schon da gewesen ist. Der Kreislauf der Hegelschen Dialektik mag zwar unendlich sein, doch ihrem eigenen Anspruch nach darf diese keine „schlechte“ Unendlichkeit sein, sondern die Selbstverwirklichung einer Identität, die virtuell immer schon bei sich gewesen ist. Für das Selbstbewusstsein des Geistes, wie es sich in der Logik ausdrückt und darstellt, ist dieses An-und-für-sich-bei-uns-gewesen-Sein des Absoluten durch das Perfektum ausgesprochen. Der Prozeß der

Negation und der Bestimmung, die Bewegung der Dialektik wird dort nicht bloss als einer des Übergangs bezeichnet, sondern von Anfang an, bei der Dialektik von Sein und Nichts, als einer des *ÜbergegangenSeins*: „Was die Wahrheit ist, ist weder das Sein noch das Nichts, sondern dass das Sein in Nichts und das Nichts in Sein - *nicht übergeht, sondern übergegangen ist.* `(*Hervorhebung von mir* - S.W)

Die Geschichte des Subjekts der Metaphysik, die bei Hegel ihre mächtigste und vollendetste Artikulation erreicht, wird gemäss jener abgeschlossensten Form der Anwesenheit gedacht, der des Perfekts.

Dagegen setzt sich die zeitliche Struktur des Subjekts ab, wie sie Lacan nach Freud zu denken versucht. Denn hier ist nicht mehr das Perfekt, das die Geschichtlichkeit des Subjekts bestimmt, sondern das futur anterieur. Dieses erschüttert die Identität des Subjekts als eine des Sicherinnernden Denkens in ihren Grundfesten, und zwar in seiner doppelten Funktion. Erstens setzt es an die Stelle der abgeschlossenen Vollendung des Immer-schon-gewesen-Seins die unabschließbare Vollendung des Immerschon-gewesen-Sein-*wird*, das durch kein Denken je ganz er-innert werden kann, weil sie immer noch *aus*-bleiben wird. Und dieses *wird* ist es, welches das Subjekt fortwährend verhindern muß, je ganz zu sich selbst zu kommen.

/26/

Das Erinnern der Psychoanalyse unterscheidet sich demnach radikal von dem der Metaphysik. Nicht weil es immer noch eine Zukunft geben wird, die vom Subjekt nie ganz einzuholen ist, sondern weil jeder Versuch des Subjekts, seiner Geschichte habhaft zu werden, diese aufspalten muß in eine Vergangenheit, die ihm immer noch bevorsteht, oder genauer: *bevorgestanden* haben wird. Demnach bestimmt sich die „lebendige Gegenwart“ (Husserl) des Subjekts als ein Brennpunkt, dessen Wirklichkeit nur eine *antizipierte Nachträglichkeit* sein kann. Die Konsequenzen dieser antizipierten Nachträglichkeit lassen sich durch einen Blick auf jene zweite Funktion der „zweiten“ Zukunft präzisieren. Denn dieselbe Form des Zeitwortes wird auch gebraucht, nicht um eine Zukunft zu bezeichnen, auch nicht eine Zeit schlechthin, sondern um eine Konjektur auszudrücken. „Sie werden wohl Freud verstanden haben“, „*vous aurez compris Freud.* ..“ So gebraucht artikuliert diese Form eine Mutmassung und damit eine Aussage, die ungewiss ist. Diese Ungewißheit, die ebensogut der Vergangenheit als

der Zukunft angehören kann', kennzeichnet notwendigerweise die Sprache eines Subjekts, dessen Selbstbewußtsein eins der antizipierten Nachträglichkeit ist: ein Subjekt des Unbewussten. Die zweite Zukunft bezeichnet die aufgespaltene Zeitlichkeit des Unbewussten. Und diese Spaltung betrifft nicht nur das Unbewusste als *Objekt* eines theoretischen Diskurses - Freuds oder Lacans -, sondern, was noch weittragender ist, den Diskurs selbst. Nennt also Lacan das Unbewußte emphatisch einen „Begriff“ - „Das Unbewußte ist ein Begriff“ -, so unterscheidet sich dieser grundsätzlich von der traditionellen Begrifflichkeit, etwa Hegels, da er nicht mehr qua bestimmte Negation die höchste Konkretisierung des Begriffenen sein kann, sondern etwas, was unaufhörlich *auf der Suche* ist. Das Un-

/27/

bewußte ist also ein Begriff, doch einer, der „nach der Spur dessen (geprägt ist), was wirkt, um das Subjekt zu konstituieren“.

Lacans Einschreibung seiner frühen Texte in die konjekturale Vollendung einer unabgeschlossenen „zweiten Zukunft“ muss daher als Versuch verstanden werden, einen theoretischen Diskurs zu entwerfen, der jener spurenhafte Sprache des Unbewussten nicht nur folgt, sondern selbst dar-stellt.' Die Art solcher *Darstellung* kann aber wiederum nicht hegelianisch durch die Allgegenwart des Absoluten im Perfektum bestimmt werden, sondern durch die besondere Nicht-Anwesenheit des Unbewussten, das nicht so sehr Bei-Sich wäre, als Nebenbei oder Daneben in den Lücken und Überschüssen seiner Sprache. Darstellung hier kann also weder Selbstverwirklichung noch Vergegenwärtigung bedeuten, sondern eben: *Dar-stellen*, *dort*, anderswo, wo man selbst nicht ist noch sein kann - auch und gerade wenn man, wie Hegels Absolute, dort sein *wollte*.

Wenn also Lacan seine ersten Arbeiten in dieser merkwürdigen zweiten Zukunft ansiedelt, so darf das nicht als der Ausdruck jenes absoluten Wissens aufgefaßt werden, das immer schon an und für sich bei sich gewesen ist, sondern als die Anerkennung der Wirkung des Unbewußten in einem Diskurs, der sich erst - und immer - nachträglich als einer „über“ das Unbewußte verwirklichen wird.

Daraus läßt sich ein weiterer Schluß ziehen: wenn die konjekturale Zeit der zweiten Zukunft nicht nur die Geschichtlichkeit des Subjekts prägt, sondern auch deren

theoretische Artikulation in den Texten Lacans, so bestimmt das die Funktion der *synchronischen* Perspektive, die Lacan zusammen mit dem Strukturalismus verwendet und zwar in polemischer Absicht gegen die dia-

/28/

chronische, entwicklungsgeschichtliche Auffassung, die die orthodoxe Psychoanalyse im Anschluss an Freud und vor allem an Karl Abraham sich zu eigen gemacht hat. Wenn also die gesamte theoretische Anstrengung Lacans zunächst darauf basiert, die vorherrschende genetische Betrachtungsweise der etablierten Psychoanalyse durch eine synchronische zu ersetzen - bei seiner „Technik des Lesens“, so schreibt Lacan, „handelt es sich einfach darum, jeden der Termini (Freuds) in ihrer Synchronie wieder aufzunehmen“ -, so geht es ihm wie bei dem futur antérieur darum, die auf dem Perfektum beruhende Zeitlichkeit des bewußten Subjekts durch eine andere, gespaltene und gespannte Zeit zu ersetzen, die der Bewegung des Unbewussten adäquater sei. Der auf Identität und Anwesenheit basierenden Genese stellt Lacan eine Synchronie entgegen, die sich aber als alles andere denn bloße Zeitlichkeit bestimmt. So apodiktisch und systematisch seine Sprache oft klingt, eröffnet sie sich nur einer Lektüre, die über den jeweiligen Aussagegehalt hinaus den *Prozeß der Äußerung*- der „*enonciation*“- in seiner treibenden Widersprüchlichkeit aufspürt. Ebenso wie Freuds Unbewusstes scheint die Sprache Lacans „keinen Widerspruch zu kennen“, was aber nichts anderes heißt, als dass Widerspruch, Paradox, Antinomie zum Medium ihrer „Wahrheit“ wird.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen können wir uns nun mit aller erforderlichen Vor- und Nachsicht den Anfängen des Lacanschen Diskurses zuwenden, wie sie vor allem in seinem Aufsatz über das Spiegelstadium ihren Niederschlag finden.' Dabei wollen wir nicht vergessen, dass die Deutung eines Diskurses, der immer erst gewesen sein wird, einerseits am Prozeß der Wiederholung teilhat, der diese Verwirklichung als eine zweite Zukunft bedingt, andererseits gerade in die *Nichtidentität*

/29/

der gelesenen Texte eingeschrieben ist, und zwar als *Interpretation* im wörtlichen Sinn; durch die Nicht-Präsenz der Sprache zum Eingreifen aufgefordert, muß sie versuchen,

den Preis (-*pretium*) der Textlücken - des *Inter* - festzustellen. Gleichzeitig aber müssen wir ständig unsere eigene Lage bedenken, sofern sie selbst von jener zweiten Zukunft geprägt wird, die jede Transparenz und jedes Bei-sich-sein der Deutung in die immerwährende und tastende Antizipation einer zukünftigen Nachträglichkeit verwandelt.

Beginnen wir also mit Lacans erster psychoanalytischer Schrift *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*.

Das Spiegelstadium, wie es von Lacan beschrieben wird, lässt sich kurz zusammenfassen. Das Kind zeigt, vom sechsten bis zum achtzehnten Monat seines Lebens, vor seinem Spiegelbild eine Reaktion, die sich von der anderer Lebewesen - etwa der Schimpansen - unterscheidet. Der Schimpanse verliert das Interesse an seinem Spiegelbild, sobald er es als *Bild* erkannt hat; das Kind im Gegenteil zeigt eine Jubelreaktion, sofern es das Bild als seine eigene Widerspiegelung erkannt hat. Aus dieser einfachen Tatsache leitet Lacan die Entstehung des Ich ab. Zu dieser Zeit verfügt das Kind noch nicht über seinen Körper, es befindet sich in einem Zustand der totalen Hilflosigkeit und Abhängigkeit. Diese Situation ist eine Auswirkung der dem Menschen spezifischen Frühzeitigkeit der Geburt, die aber auch zur Folge hat, dass die visuelle Wahrnehmung weitaus entwickelter als die motorische Funktion ist. Der Mensch ist also viel früher in der Lage, die Einheit seines Bildes zu *perzipieren*, als diese Einheit an seinem eigenen Körper motorisch herzustellen. Der Blick eines anderen Menschen - etwa der Mutter oder Pflegeperson - oder gar seines eigenen Spiegelbildes wird daher zur Matrix eines Gefühls der Einheit, Identität

/30/

und Dauerhaftigkeit, das seine körperliche Existenz ihm gerade nicht geben kann. Mehr noch, die Identifizierung einer gleichgearteten Gestalt konstituiert sich als das exakte Gegenteil der Turbulenz und der mangelhaften Koordination, die das Kind unmittelbar erlebt. Die Jubelreaktion des Kindes vor seinem einmal erkannten Spiegelbild ist ein Zeichen nicht der *Bestätigung* der Identität des Subjekts, sondern der *Konstitution* dieser Identität selbst. Diese Rolle des Anderen als Bild formulierte Lacan später so: „Die Vermittlung des Anderen“, schreibt er, könne nicht als ein zweites oder zweitrangig betrachtet werden, „wenn das Eine noch nicht existiert.“ Das Ich demnach konstituiert

sich erst durch die Identifikation mit einem Bild, dessen Andersheit zwar übergangen wird in der Konstatierung der Ähnlichkeit, aber weiterhin wirksam bleibt, weil es gerade die Andersheit war, welche die Identifikation motiviert hat. Denn es ist nur die antizipierte motorische und mentale Einheit, die in der Wahrnehmung des Bildes visuell vorgestellt wird, während sie dem Kind noch völlig fehlt, die jene Wirkung des Spiegelbildes und die dadurch bedingte Entstehung des Ich ermöglicht. Das Bild ist anders, dem Kind heterogen, weil alle dessen entscheidenden Attribute: Einheit, Festigkeit, Dauerhaftigkeit vom Kind am eigenen Körper als Mangel erlebt werden. Im Falle des Spiegelbildes - obwohl das Bild nicht ein Spiegelbild zu sein braucht, um seine identifikatorische Faszination ausüben zu können - kommt noch die umgekehrte Symmetrie als ein zusätzliches Moment der Andersheit dazu.

Alle diese Momente tragen dazu bei - so Lacan im Spiegelaufsatz -, das Ich in eine Dimension der *Fiktion* zu situieren, die wesentlich durch ihren *illusionären* Charakter bestimmt ist und die eine *entfremdende* Wirkung auf die weitere Entwicklung und Existenz des Subjekts

/31/

ständig ausüben wird. Warum aber illusionär und warum entfremdend? Daher, weil es gerade das Ich ist, das dem Subjekt das Gefühl seiner Selbstidentität: seiner unveränderten, dauernden Gleichheit und Einheit gibt, während aber dieses Ich selbst nicht nur aus der Identifikation mit einem Anderen entsteht, sondern aus der Verinnerlichung einer *Beziehung*, die erst durch ihre Heterogenität wirksam wird. Das Gefühl der Identität und sogar der Realität, die das Subjekt durch sein Ich bekommt, birgt also in sich die Irrealität, Täuschung und Nichtidentität, die zur gleichen Zeit und auch später in verschiedener Weise zutage treten: in den Phantasien des zerstückelten Körpers (die vor allem von Melanie Klein hervorgehoben worden sind), in der Halluzination des Doppelgängers, aber auch in den Bildern von Hieronymus Bosch oder in der Puppe von Hans Bellmer. Damit wird das *Spiegelstadium* nicht nur als ein genetisches Moment bestimmt, sondern vielmehr als eine Phase, als eine Wendung, die sich immerfort notwendigerweise wiederholen wird und die nach dem Schema verläuft, dessen Momente Unzulänglichkeit, Antizipation und Panzerung sind und dessen Resultate eine nicht so sehr entfremdete als *entfremdende* Identität ist,

gefangen in der „unerschöpflichen Quadratur der Ich-Bestätigungen“. Dieser Teufelskreis erzeugt eine Aggressivität, die nach Lacans Auffassung nicht erst durch gesellschaftliche Bedingungen erweckt wird und auch nicht intersubjektiv verstanden werden kann, sondern *intrasubjektiv* durch die konstitutive fiktional-illusionäre Beziehung des Subjektes zu Sich und zu seinem Ich.

Das Subjekt ist also in genau jenem *futurum exactum* befangen, das es aber verwerfen muss, sofern es sich mit Seinem Ich identifiziert: das heisst, sofern es sich also mit sich selbst gleich, als anwesend und identisch, als die

/32/

Transparenz eines Selbstbewusstseins begreifen will. Mit Rimbaud, den Lacan auch später in seinem Aufsatz über *Aggressivität in der Psychoanalyse* zitieren wird, kann er sagen: „Ich ist ein Anderer.“

Und das Ich, das sich „durch eine primäre Identifikation (betimmt), welche das Subjekt als mit sich rivalisierend strukturiert“, lange bevor die Rivalität mit den Eltern sich im Ödipuskomplex *manifestiert* - dieses Ich wird sich auch immer ein Anderer bleiben. Denn schon dieser sehr frühe Aufsatz, der sich scheinbar mit einem entwicklungsgeschichtlichen Problem befasst - der Entstehung des Ichs -, ist schon durch jene strukturalistische Betrachtungsweise geprägt, die erst viel später sich als solche benennen wird. Denn die narzisstische Struktur des Ich und die daraus sich ergebende aggressive Spannung - die Lacan später mit Freuds Begriffen des primären Masochismus und des Todestriebes in Zusammenhang bringen wird - sind genausowenig aufhebbar wie das Ich selbst. Und sofern das Subjekt seine Geschichte als die eines Ichs begreift - das heisst, sofern es sich mit dem Ich identifiziert -, wird an dem früher erwähnten Teufelskreis der Ich-Bestätigungen nichts zu ändern sein. Den vollkommenen Ausdruck dieses Teufelskreises sieht Lacan in der existenzialistischen Philosophie Sartres, die - mit seinem Postulat der Autonomie des Subjekts - als ein „*jeu de l'esprit*“ bezeichnet wird: als ein „*jede l'esprit*“, als jenes Ich des Geistes, das die traditionelle Philosophie nie wirklich in Frage stellte, sofern sie das Denken immer vom Selbstbewusstsein her begriffen hat.“ Dieses Ich, im herkömmlichen Sinne als Subjekt des Selbstbewusstseins betrachtet, wird Lacan zufolge gerade zu jenem Teil des

Subjekts, der eine eigentliche Geschichtlichkeit des Individuums ausschliesst, und dies ist wichtig, nicht nur für die Lehre Lacans, sondern für das,

/33/

was man oft - allzu undifferenziert - den „strukturalistischen Angriff auf die Geschichte“ genannt hat. Denn es ist nicht die Geschichte schlechthin, die vom Strukturalismus im allgemeinen und von Lacan insbesondere kritisiert wird, sondern deren metaphysischer Begriff, der sich mit dem Subjekt im Sinne der Identität des Selbstbewusstseins gleichsetzt. Gegen ein Modell der Geschichte als Selbstproduktion und Selbstverwirklichung des Subjekts versucht Lacan schon in seinen frühen Schriften gerade jenes Sich und jenes Selbst in Frage zu stellen, sofern sie die Bewegung des Subjekts letzten Endes auf eine lineare Genese der Identität und des Bewußtseins reduzieren. Statt dessen verweist er auf die Trägheit des Ich, die aus dessen konstituierender Identifikation hervorgegangen ist und die der Bahn (und dem Bann) des aggressiven, narzisstischen Teufelskreises nicht entgehen kann. Noch nicht in der Lage, jenes Andere des Ich struktural zu bestimmen, muss sich Lacan begnügen, auf der Nichtkoinzidenz von Ich und Subjekt zu insistieren. Aber schon zu dieser Zeit wird deutlich, dass diese Nichtkoinzidenz auf eine Spaltung des Ich zurückgeht, die ihm nicht äusserlich oder akzidentiell sein kann, sondern ursprünglich und konstitutiv. In scheinbarem Gegensatz zu Freud, der zunächst das Ich mit dem System Wahrnehmung/Bewusstsein und später mit der Realitätsinstanz innerhalb der Psyche identifizierte, betont Lacan die ebenfalls von Freud beschriebenen Abwehrfunktionen des Ich, die der *Verkennung* und der *Verneinung*. Das Ich, aus einer realen Notlage des Menschen entstanden, ist nicht nur mit der Funktion der Realitätsprüfung ausgestattet, sondern auch mit der, die Lacan eine „entrealisierende“ Funktion nennt, die dem fiktiven Wesen des Ich vielmehr entspricht. Zum Schluss wollen wir versuchen, die Struktur dieser fiktiv-imaginären Dimension, in der sich das

/34/

Ich konstituiert und seine Funktionen ausübt, etwas näher zu umreißen.

In seinem Aufsatz lobt Lacan die ersten Entdecker des Narzissmus - Näcke, Havelock Ellis und Freud - wegen ihres Sinnes für die „semantischen Latenzen“, die in dem

Terminus „Narzißmus“ mitschwingen. Denn der Rekurs auf den Mythos von Narziß impliziert zwei Momente, die allzuoft in der Psychoanalyse - und sonst - bei der Behandlung des Narzißmus vergessen werden: erstens geht es bei Narziß nicht einfach um die Selbstverliebtheit in abstrakter Form, sondern um eine, die durch das Spiegelbild vermittelt ist; und zweitens ist es das Schicksal von Narziß, sich durch die Faszination dieses Bildes das Leben zu nehmen. Auf den selbstmörderischen Aspekt des Narzißmus weist Lacan in dem von ihm hervorgehobenen Zusammenhang von narzißtischer Identifikation und Aggressivität hin. Aber wohl noch wichtiger ist die Funktion des Bildes, sofern sie den imaginären Bereich als solchen bestimmt. Das Bild in der philosophischen Tradition - und im gemeinen Menschenverstand - wird immer als eine Repräsentation bestimmt, die eine vorgeordnete und vorhergehende Empfindung, Eindruck oder Idee mit verminderter Intensität reproduziert. Das Subjekt stellt sich etwas vor, das Bild bildet ab. Bei Lacan wird diese Auffassung des Bildes leicht aber entscheidend verschoben: das Bild *bildet ab*, nicht aber wie eine Reproduktion oder eine Repräsentation, sondern vielmehr wie ein Abbau: das Bild bildet ab und baut ab, und das, was es ab-bildet, *ist* erst durch dieses Abgebildetsein. So etwas ist schon in Freuds Behandlung der narzisstischen Identifikation angedeutet, sofern die Identifikation nicht lediglich Ausdruck des Subjekts ist, sondern aktiv auf es zurückwirkt und es verändert. Aber Lacan radikalisiert diese Wirkung des Bildes, und zwar so, dass sie die Iden-

/35/

tität des Subjekts selbst - als Ich - überhaupt erst ermöglicht. Diese leichte Verschiebung des Bildes, wonach es nicht mehr auf ein wie auch immer geartetes Reales zurückgeht, sondern es erst - für das Subjekt wenigstens - konstituiert, geht nicht ohne logische Schwierigkeiten: und das ist kein Zufall, sofern die traditionelle Logik das Erste vor das Zweite stellt und stellen muß: das Modell vor das Abbild, das Wiederholte vor die Wiederholung, die Identität vor die Differenz. Diese Schwierigkeiten konzentrieren sich in Lacans Begriff des *semblable*, des Gleichen, Gleichgearteten oder Ähnlichen. Denn wenn Lacan schreibt, daß die Bedingung der narzisstischen Identifikation, die *reconnaissance du semblable* - die Wieder-an-Erkennung des Gleichen - sei, dann stellt sich die Frage, wie die imago als eine ähnliche *wieder aner-*

kannt werden kann, wenn nicht die Identität -Hegels Absolute - schon an und für sich bei uns wäre. Demgegenüber aber soll das Moment der Identität beim Subjekt erst durch die imago, durch das Bild hergestellt werden. Wir sehen, es ist dasselbe Problem, das sich bei unserer Explikation der zweiten Zukunft stellte, sofern die Gegenwart des „ist“ immer nur als eine zukünftige Vergangenheit vorzustellen ist. Das Paradoxon lässt sich nach den Regeln der Logik kaum auflösen, und vielleicht darum, weil das Subjekt, das durch das Unbewusste im Freudschen Sinne gedacht werden muss, nach der traditionellen Logik der Metaphysik nicht gedacht werden kann. Ob das zu der Aufgabe oder Revision der Freudschen Lehre führen muss, oder im Gegenteil zu einer Einschränkung des Gültigkeitsbereichs der traditionellen Logik, bleibt hier dahingestellt. Dennoch können wir durch das Unlogische dieser Auffassung verstehen, warum die *Wiederanerkennung des Ich* - als objektiver und subjektiver Genitiv - notwendigerweise für Lacan immer

/36/

auch eine *Verkennung* bleiben muß. Denn das Zu-sichselbst-Kommen des denkenden Geistes - des Subjekts qua Ich - ist immer ein Zu-einem-Anderen-Kommen, und dieses Andere ist nicht *sein* Anderes - im Hegelschen Sinne der bestimmten Negation - sofern es das Ich erst konstituiert und ständig dekonstruiert: abbildet und abbaut. Bei Lacan gibt es erst den Spiegel und dann das Bild, erst das Bild und dann das Abgebildete. Und wenn wir versuchen, genau zu sein, dann können wir nicht behaupten, daß der Spiegel *ist* - gegenwärtig, ein Seiendes -, sondern eben nur, daß es - *das Es* - den Spiegel *gibt*, woraus das Ich, das darin abgebildet wird, entsteht.

Das Imaginäre läßt sich als jener fiktive, illusionäre Bereich des Spiegelbildes, des Trugbildes oder des Bildes tout court bestimmen, der nicht mehr die Hoffnung hegen kann, wahr zu sein, eine treue und getreue Repräsentation seines Modells, sondern der jenseits aller Hoffnung trügerisch sein muß, da er das, was ihm erst Wahrheit verleihen könnte, nach seinem eigenen Bilde produziert, als Bild eines Bildes, als Spiegel ohne Ende.

Es gibt - also - kein Jenseits des Spiegels. Gibt es denn nur Spiegelfechtere? In Lacans Spiegelstadium gewiß. Aber es gibt auch den Hinweis, wie diese(s) Spiegelei auszufechten ist, und zwar dort, wo Lacan schreibt, daß das Moment des

Spiegelstadiums jenes sei, „das das ganze menschliche Wissen dadurch ins Schwanken bringt, daß es - das Wissen - durch das Begehren des Anderen vermittelt wird“. Bisher aber war gar nicht die Rede von einem *desir* - einem Begehren -, wenn es darum ging, die narzißtische Identifikation des Kindes zu motivieren, sondern lediglich von der physiologischen Frühreife des menschlichen Organismus, sowie Hinweise auf die Bedeutung des Bildes für die Reifung von Tauben und Wanderheuschrecken. Dennoch läßt die Erwähnung eines Begeh-

/37/

rens, das erst viel später ausgeführt wird, jene Antizipation der Identität, die die Wiederanerkennung des Spiegelbildes motiviert - anders als bisher erscheinen: denn sie wird nicht mehr als einfacher Ausdruck eines organischen Mangels aufzufassen sein, sondern als Produkt eines Mangels, das mit dem Begehren selbst zu tun hat, das heißt, mit einem Bereich, der nicht mehr imaginär oder real sein wird, sondern „symbolisch“. Über das Spiegelstadium schreibt Lacan viel später - 1966 in: *Zu unserem Werdegang* - , daß es die Regel bestimmt, wonach das Imaginäre sich von dem Symbolischen trennt.“ Die Regeln des Symbolischen - als die Dimension des Begehrens, wo jenes Andere des Subjekts, das nicht imaginär ist, sich artikuliert - werden erst viel später, etwa ab 1953, fast zwei Jahrzehnte nach der ersten Veröffentlichung des Spiegelstadiums, ausgearbeitet. Aber bevor wir uns jenen Texten, in denen das Symbolische lesbar wird, zuwenden können, müssen wir seine Entstehung in der Sprachtheorie des Begründers der strukturellen Linguistik, F. de Saussure, nachzeichnen. Denn der Lacansche Terminus „Symbol“ hat so gut wie nichts mit dem traditionellen Begriff gemeinsam, und das radikal Neue daran wird erst durch die Lektüre von Saussure zu begreifen sein.

Philippe Julien: Jacques Lacans Return to Freud, New York 1994 (Auszug)

/28/

2

My Dearest Counterpart, My Mirror

On August 3, 1936, Jacques Lacan, a young psychoanalyst, was attending the Fourteenth Congress of the International Psychoanalytical Association in Marienbad. On that day, he delivered an oral presentation titled "The Looking-Glass Phase."

He then left the Congress before it concluded in order to take in the games of the Eleventh Olympiad, held in Berlin from the first to the sixteenth of August. He visited the Nazi fair, that typically Nazi ceremonial that, for the first time in history, turned the games into an immense publicity stunt. With his invention of the mirror stage, Lacan had exposed the very source of racism; now, in Berlin, he saw its glaring manifestation. Indeed, the power of racism is rooted in the primordial fascination of each of us with his or her counterpart, in the captivating vision of the *Gestalt* of the other's body as mirror. A specific sort of beauty, silhouette, and muscle tone; the power of the body moving or at rest; the color of the skin, eyes, and hair—all this defines a phenotypic physiognomy productive of kinship along genotypic lines.

On the other hand, this vision excludes the stranger, the one with whom I cannot identify lest he break my mirror. The stranger participates in *the heteros* of a woman and therefore must be reduced to the mother's body, inasmuch as she is the single matrix of fraternal bodies.'

Historians of the Berlin games were struck by what had occurred. In a well-documented work, Jean-Marie Brohm showed how the Reich had

/29/

succeeded in polarizing *vision* and stimulating a phenomenon of *narcissistic* identification, which was easily read in the eyes of the elated crowd in the stadium. Face to face with soft, sophisticated democracies at a time when social decline of the paternal *imago* had left the individual crippled before the collective effects of

technological progress, German youth found in the liturgy of the body both temerity and intoxication. Was this a purely Hitlerian phenomenon? ³ Hadn't Freud termed it "narcissistic objectchoice"?

Evident here is one of Lacan's constant preoccupations: the questions Freud set out to resolve in his second topography. Indeed, what was at stake in the second topography was the account of the identification process. By what means is transmission effected? Freud answers: by means of a passage *from an outside to an inside*. Lacan took up this question and in a very fundamental way—by going all the way back to the very birth of the ego.

The Origin of the Ego

We have seen how Lacan read Freud in 1932. He made a choice: the ego is not the subject of objective knowledge, but rather a libidinal object of narcissism. This reading permitted him to "confirm" theoretically his observations in the Aimee case. In 1936, Lacan advanced a step further, beyond paranoid psychosis to the universal. In the mirror phase, he brought to light the very *birth* of the ego, what Freud had called "primary narcissism."

As we shall see, however, by explaining narcissism in this way, Lacan was calling into question its nature *as conceived by* Freud. In Lacan's view, the child is not at all a being originally closed in upon itself, who must little by little open up to the outside world and emerge from narcissism. Primary narcissism defines a being altogether *outside* of itself, given from the start to the other and subjected to events. Is it still narcissistic? Absolutely—this is what the mirror stage demonstrates.

In 1934, Henri Wallon published *Les origines du caractere chez l'enfant*.

Among other things, he reviewed existing studies on the child and its specular image:

Darwin notes that toward the eighth month, he manifests with an "Ah!" his surprise each time his look happens to encounter his image, and Preyer

notes that at the thirty-fifth week, he eagerly extends his hand towards his image.... The reality attributed to the image is in fact so complete that, between the forty-first and the forty-fourth week, not only does Preyer's child laugh and extend his arms toward it every time he sees it, but Darwin's child looks at his mirror-image every time he is called by name. When he hears his name, he no longer applies it, albeit in a passing or intermittent fashion, to his proprioceptive self, but rather to the exteroceptive *image* of himself that the mirror offers him.

It is a decisive moment when the child recognizes himself in the mirror, for *then* he has a representation of his body distinct from his internal motor sensations—a representation made possible by the nature of the image as *exterior*. The child's image of himself is similar to the images he has of other bodies outside himself in the world: he is one body among others. But Lacan effects a subversion of the received interpretation. The ego is not formed by means of *its* exteriorization, by a movement from interior to exterior, that is, by projection. Rather, the reverse occurs: the ego is from the start exteroceptive or there is no ego.

To begin with, Lacan borrowed Wallon's example solely in order to illustrate "a particular case of the function of the *imago*." This case is the mirror stage, a universal phenomenon occurring between the sixth and eighteenth months of life, even where there is no such material object as a mirror. In fact, strictly speaking, it is the other who functions as a mirror. For the wolf-child, it is the wolf! Thus the mirror stage is but a paradigm. In the revelation experienced by the child, the observer *identifies* something else that is accomplished: the birth of the ego.

Four Elements

Lacan's invention is a synthesis of four elements, which are constitutive of the birth and nature of the ego.

1. Organic Discord

The human infant is born prematurely. This is in contrast to the majority of baby animals, whose mobility and capacity to feed themselves allow them to survive on their own.

Instinct directs them to accomplish many more things and to learn how to do so much more rapidly than the

/31/

human baby, who has almost everything to learn. In effect, the human infant is delivered over, from the start, to the other's goodwill: it is a question of life and death! The developmental insufficiency of the nervous system renders the human newborn radically dependent on the action of others. Thus, from the start, the baby is condemned to be social or to die. The human child's biological inferiority in comparison with animals opens up a gap that delivers it into the hands' of the other.' Freud speaks of a *Hilflosigkeit* that stamps the human child forever.

2. Diachrony

By means of vision, the infant anticipates its future mobility: what it cannot accomplish today in its own, anacletic situation, it sees realized in the other. Thus is born a *temporal* split between vision and the other sensory powers. The primacy of the visual permits the child to see the future of its body: its fascination with the other's image arouses, stirs, and drives it. It is as if its eyes impelled its acts. Soon it will smile at the mother's smile, which it locates and contemplates with its look.

The primacy of the visual induces a rupture with that which is animal; in culture, it determines the anticipatory power of theory over praxis. In effect, when from *speculum speculatio* is born, it engenders and justifies action, not the reverse. Indeed, one observes that the first recognized ethic is that of the master: a man of the *schole* ("leisure" and "school" combined), he dominates his body (and that of the slave). His body is a locus of struggle and work, while the eye is a metaphor for mind: *intuitio mentis!*

3. A Unified Totality

As early as 1934, Wallon had suggested that in the specular image the infant sees itself no longer in parts, but for the first time as a whole. This is a particular case of how a *two-dimensional*, clearly exposed, total image of the *other* functions. The mirror effects a victory over the fragmentation of the disjointed members and assures motor coordination. A sense of unity, mastery, and freedom of stature is achieved.

The other's body-insofar as it is seen as a *Gestalt*-is the source of the feeling that one's own body is a unity, a spatio-temporal continuity akin to any other object in the world. Thus it is insufficient to say that the

/32/

mirror stage may begin within days of the child's first smiling response to its mother's smile. The mirror stage takes place later, between six and eighteen months, depending on the individual case, precisely *because* what is at stake is something different, namely the ego itself (as we shall see) and not some partial image of the body.

4. *The Libido*

What was novel in Lacan's invention was the light it cast on the libidinal investment that characterizes the mirror stage. Wallon had discussed the cognitive aspects of the specular image, the image as representation: the infant recognizes itself; it thus makes progress in coming to know its body as an object in the world. Without denying this fact, Lacan put the accent elsewhere: on the "Ah!" of the infant's *jubilation*. The image of the counterpart delights the child because it loves the image. The child finds in the image what the child lacks: unity, mastery, freedom of motility. For, by means of the look, the child is entirely outside.

Now-and this is what is essential-the image has a *morphogenetic power*. It is not a pure, passive reflection but the engendering of the infant's ego. What we call the feeling of one's own body, or intero-ceptive sensation of the body, comes from this *matrix* that is the image of the other. The child does not exteriorize itself. It does not project itself in an image. Rather, the reverse occurs. The child is constituted in conformity to and by means of the image, in keeping with the process described in Freud's second topography. There is transmission by means of identification, that is to say, by a passage from the outside to the inside. The *imago* is an *Urbild*, a psychic causality with effects that are both informative (identification of ...) and formative (identification to ...): "In his feeling of Self, the subject identifies himself with the image of the other, and the image of the other comes to capture in him this feeling," that is, the feeling he has of his body.

Such is the transitive love of one's neighbor: I feel the pain in your chest, in your slapped cheek. It is an homage paid to my counterpart for making me feel my bodily being: "It is the stability of the standing posture, the prestige of stature, the impressiveness of statues, that set the style for the identification in which the ego finds its starting-point and leave their imprint in it for ever."⁹

Thus, by delineating the foundation of the Freudian ego in the mirror

/33/

stage, Lacan subverted the nature of primary narcissism. It is not an inside closed in upon the self, but an outside constitutive of an inside, an original alienation.

The Term "Imaginary"

Later, much later, Lacan would use the term "imaginary" to describe this identification. What is the imaginary?

1. Is It the Illusory?

"He is imagining things!" Following the philosophical and theological tradition from Plato to Spinoza, the imaginary is what leads us to deception.

2. Is It the Unreal?

In contrast, in the romantic tradition, the imaginary has a *poetic* function, with art as its privileged witness (cf. Andre Malraux). Bachelard wrote: "Thanks to the imaginary, the imagination is essentially open, evasive. In human personality, it is the very experience of openness, the very experience of novelty."

3. Is It a Pregnant Representation?

According to certain modern historians, the imaginary is neither good nor bad, neither Pascalian nor Jungian. It is what defines the collective representations a society gives itself, with respect to the diverse functions that organize it. Each culture will have its own, social imaginary.

In the mirror stage, Lacan went back to the common source of these three meanings- and thereby ruled them out. The imaginary just is the *corporeal*, taken not as an object of study for the biologist but as an image of the human body. The Latin term "*imago*," which designated statues of divinities, once more came to the fore. Certainly,

Gestalttheorie and ethology had restored it to its pedestal, but only with Freud and his concept of libidinal investment was its involvement in narcissism finally demon-

/34/

strated. "We psycho-analysts," said Lacan, "are reintroducing an idea abandoned by experimental science, i.e. Aristotle's idea of *Morphe*."

In order to make psychoanalysis into a "veritable, scientific" psychology, it was necessary to reintroduce into Galilean science what it had nullified: the Aristotelian "form" as an explanatory cause. What Freud had rediscovered under the name "libido" was the *imago's* formative power in the organism, in accordance with a cause/effect relationship based on *similarity*. The vegetable, animal, and human soul was not a platonic idea, but the peculiar power of a body to engender another body in its image ... in the mirror!

Endless Oscillation

We have seen in the preceding chapter that Freud explained "the narcissistic object-choice" by means of a conversion (*Umwandlung*) of aggressivity into love, a metamorphosis stemming from a repression of the aggressive drive following an "exaggeration" of the socializing process. There is, in other words, a passage-both precocious and unhappy-from one stage to another.

In the mirror stage, Lacan compressed the two phases into one. At the very moment when the ego is formed by the image of the other, narcissism and aggressivity are *correlatives*. Narcissism, in which the image of one's own body is sustained by the image of the other, in fact introduces a *tension*: the other in his image both attracts and rejects me. I am indeed nothing but the other, yet at the same time, he remains *alienus*, a stranger. This other who is myself is other than myself.

From this is born an aggressivity that is inherent to love in any dual relationship. There is mutual *exclusion*: either . . . or . . . , one or the other. The one I love excludes me; I exclude the one I love. Yet, every exclusion leads to its opposite by virtue of a pendular motion, in such a way that no resolution, no conclusive negation, is possible.

Such is the "fraternal complex": an instability that lacks real process. For example, a woman sees a beautiful blouse in the window; desire is born, and she procures it. But, alas! As she leaves the store, she meets a neighbor who is wearing the same blouse. Once beautiful, it has now become ugly!

Lacan would little by little discover that this erotic-aggressive relationship corresponds to what Melanie Klein had called the *depressive* position.

/35/

Either the other kills me or I kill the other. This is a result of the imaginary discord that is intrinsic to the constitution of the ego and is its essential sign. But *before* the formation of the ego, Melanie Klein situated the *paranoid* position, which appears retroactively in a phantasm or hallucination of multiple images of a fragmented, egoless body. The fragmented body, wrote Lacan, "appears in the form of disjointed limbs, or of those organs represented in exoscopy, growing wings and taking up arms for intestinal persecutions—the very same that the visionary Hieronymus Bosch has fixed, for all time, in painting, in their ascent from the fifteenth century to the imaginary zenith of modern man. But this form is even tangibly revealed at the organic level, in the lines of 'fragilization' that define the anatomy of phantasy, as exhibited in the schizoid and spasmodic symptoms of hysteria."

In other words, the enigmatic relationship between these two Kleinian positions is clarified only if the mirror stage intervenes at their juncture, with the paranoid position occurring before, the depressive position after. But what is the destiny of this tension between the ego and the other? That's the question to be resolved!

The only resolution possible would be *real* suppression of the beloved *image* by means of a passage to action. This is what happens in paranoid psychosis, as Lacan had discovered four years earlier. Aimee physically assaulted Madame Z at the entrance to the theater. However, not every one can go mad!

Sigmund Freud: Zur Einführung des Narzißmus (1914), Studienausgabe Bd.III (Auszug)

/41/

Der Terminus Narzißmus entstammt der klinischen Deskription und ist von P. Näcke ¹ 1899 zur Bezeichnung jenes Verhaltens gewählt worden, bei welchem ein Individuum den eigenen Leib in ähnlicher Weise behandelt wie sonst den eines Sexualobjekts, ihn also mit sexuellem Wohlgefallen beschaut, streichelt, liebkost, bis es durch diese Vornahmen zur vollen Befriedigung gelangt. In dieser Ausbildung hat der Narzißmus die Bedeutung einer Perversion, welche das gesamte Sexualleben der Person aufgesogen hat, und unterliegt darum auch den Erwartungen, mit denen wir an das Studium aller Perversionen herantreten.

Es ist dann der psychoanalytischen Beobachtung aufgefallen, daß einzelne Züge des narzißtischen Verhaltens bei vielen mit anderen Störungen behafteten Personen gefunden werden, so nach Sadger bei Homosexuellen, und endlich lag die Vermutung nahe, daß eine als Narzißmus zu bezeichnende Unterbringung der Libido in viel weiterem Umfang in Betracht kommen und eine Stelle in der regulären Sexualentwicklung des Menschen beanspruchen könnte ². Auf die nämliche Vermutung kam man von den Schwierigkeiten der psychoanalytischen Arbeit an Neurotikern her, denn es schien, als ob ein solches narzißtisches Verhalten derselben eine der Grenzen ihrer Beeinflußbarkeit herstellte. Narzißmus in diesem Sinne wäre keine Perversion, sondern die libidinöse Ergänzung zum Egoismus des Selbsterhaltungstriebes, von dem jedem Lebewesen mit Recht ein Stück zugeschrieben wird. Ein dringendes Motiv, sich mit der Vorstellung eines primären und nor-

/42/

malen Narzißmus zu beschäftigen, ergab sich, als der Versuch unternommen wurde, das Verständnis der Dementia praecox (Kraepelin) oder Schizophrenie (Bleuler) unter die Voraussetzung der Libidotheorie zu bringen. Zwei fundamentale Charakterzüge zeigen solche Kranke, die ich vorgeschlagen habe, als Paraphreniker ¹ zu bezeichnen: den Größenwahn und die Abwendung ihres Interesses von der Außenwelt (Personen und Dingen). Infolge der letzteren Veränderung entziehen sie sich der Beeinflussung

durch die Psychoanalyse, werden sie für unsere Bemühungen unheilbar. Die Abwendung des Paraphrenikers von der Außenwelt bedarf aber einer genaueren Kennzeichnung. Auch der Hysteriker und Zwangsneurotiker hat, soweit seine Krankheit reicht, die Beziehung zur Realität aufgegeben. Die Analyse zeigt aber, daß er die erotische Beziehung zu Personen und Dingen keineswegs aufgehoben hat. Er hält sie noch in der Phantasie fest, das heißt, er hat einerseits die realen Objekte durch imaginäre seiner Erinnerung ersetzt oder sie mit ihnen vermengt, andererseits darauf verzichtet, die motorischen Aktionen zur Erreichung seiner Ziele an diesen Objekten einzuleiten. Für diesen Zustand der Libido sollte man allein den von Jung ohne Unterscheidung gebrauchten Ausdruck: *Introversion* der Libido gelten lassen. Anders der Paraphreniker. Dieser scheint seine Libido von den Personen und Dingen der Außenwelt wirklich zurückgezogen zu haben, ohne diese durch andere in seiner Phantasie zu ersetzen. Wo dies dann geschieht, scheint es sekundär zu sein und einem Heilungsversuch anzugehören, welcher die Libido zum Objekt zurückführen will ¹.

Es entsteht die Frage: Welches ist das Schicksal der den Objekten entzogenen Libido bei der Schizophrenie? Der Größenwahn dieser Zustände weist hier den Weg. Er ist wohl auf Kosten der Objektlibido entstanden. Die der Außenwelt entzogene Libido ist dem Ich zugeführt worden, so daß ein Verhalten entstand, welches wir Narzißmus heißen können. Der Größenwahn selbst ist aber keine Neuschöpfung, sondern, wie wir wissen, die Vergrößerung und Verdeutlichung eines Zustandes, der schon vorher bestanden hatte.. Somit werden wir dazu geführt, den Narzißmus, der durch Einbeziehung der Objektbesetzungen entsteht,

/43/

als einen sekundären aufzufassen, welcher sich über einen primären, durch mannigfache Einflüsse verdunkelten aufbaut.

Ich bemerke nochmals, daß ich hier keine Klärung oder Vertiefung des Schizophrenieproblems geben will, sondern nur zusammentrage, was bereits an anderen Stellen gesagt worden ist', um eine Einführung des Narzißmus zu rechtfertigen. Ein dritter Zufluß zu dieser, wie ich meine, legitimen Weiterbildung der Libidotheorie ergibt sich aus unseren Beobachtungen und Auffassungen des Seelenlebens von

Kindern und von primitiven Völkern. Wir finden bei diesen letzteren Züge, welche, wenn sie vereinzelt wären, dem Größenwahn zugerechnet werden könnten, eine Überschätzung der Macht ihrer Wünsche und psychischen Akte, die »Allmacht der Gedanken«, einen Glauben an die Zauberkraft der Worte, eine Technik gegen die Außenwelt, die »Magie«, welche als konsequente Anwendung dieser größensüchtigen Voraussetzungen erscheint. Wir erwarten eine ganz analoge Einstellung zur Außenwelt beim Kinde unserer Zeit, dessen Entwicklung für uns weit undurchsichtiger ist. Wir bilden so die Vorstellung einer ursprünglichen Libidobesetzung des Ichs, von der später an die Objekte abgegeben wird, die aber, im Grunde genommen, verbleibt und sich zu den Objektbesetzungen verhält wie der Körper eines Protoplasmatierchens zu den von ihm ausgeschickten Pseudopodien ⁴. Dieses Stück der Libidounterbringung mußte für unsere von den neurotischen Symptomen ausgehende Forschung zunächst verdeckt bleiben. Die Emanationen dieser Libido, die Objektbesetzungen, die ausgeschickt und wieder zurückgezogen werden können, wurden uns allein auffällig. Wir sehen auch im Groben einen Gegensatz zwischen der Ichlibido und der Objektlibido ⁵. Je mehr die eine verbraucht, desto mehr verarmt die andere. Als die höchste Entwicklungsphase, zu der es die letztere bringt, erscheint uns der Zustand der Verliebtheit, der sich uns wie ein Aufgeben der eigenen Persönlichkeit gegen die Objektbesetzung darstellt und seinen Gegensatz in der Phantasie (oder Selbstwahrnehmung) der

/44/

Paranoiker vom Weltuntergang findet. Endlich folgern wir für die Unterscheidung der psychischen Energien, daß sie zunächst im Zustande des Narzißmus beisammen und für unsere grobe Analyse ununterscheidbar sind und daß es erst mit der Objektbesetzung möglich wird, eine Sexualenergie, die Libido, von einer Energie der Ichtriebe zu unterscheiden .

Ehe ich weitergehe, muß ich zwei Fragen berühren, welche mitten in die Schwierigkeiten des Themas leiten. Erstens: Wie verhält sich der Narzißmus, von dem wir jetzt handeln, zum Autoerotismus, den wir als einen Frühzustand der Libido beschrieben haben? Zweitens: Wenn wir dem Ich eine primäre Besetzung mit Libido zuerkennen, wozu ist es überhaupt noch nötig, eine sexuelle Libido von einer nicht sexuellen Energie der Ichtriebe zu trennen? Würde die Zugrundelegung einer ein-

heitlichen psychischen Energie nicht alle Schwierigkeiten der Sonderung von Ichtriebenergie und Ichlibido, Ichlibido und Objektlibido ersparen? Zur ersten Frage bemerke ich: Es ist eine notwendige Annahme, daß eine dem Ich vergleichbare Einheit nicht von Anfang an im Individuum vorhanden ist; das Ich muß entwickelt werden. Die autoerotischen Triebe sind aber uranfänglich; es muß also irgend etwas zum Autoerotismus hinzukommen, eine neue psychische Aktion, um den Narzißmus zu gestalten.

Die Aufforderung, die zweite Frage in entschiedener Weise zu beantworten, muß bei jedem Psychoanalytiker ein merkliches Unbehagen erwecken. Man wehrt sich gegen das Gefühl, die Beobachtung für sterile theoretische Streitigkeiten zu verlassen, darf sich dem Versuch einer Klärung aber doch nicht entziehen. Gewiß sind Vorstellungen wie die einer Ichlibido, Ichtriebenergie und so weiter weder besonders klar faßbar noch inhaltsreich genug; eine spekulative Theorie der betreffenden Beziehungen würde vor allem einen scharf umschriebenen Begriff zur Grundlage gewinnen wollen. Allein ich meine, das ist eben der Unterschied zwischen einer spekulativen Theorie und einer auf Deutung der

/45/

Empirie gebauten Wissenschaft. Die letztere wird der Spekulation das Vorrecht einer glatten, logisch unantastbaren Fundamentierung nicht neiden, sondern sich mit nebelhaft verschwindenden, kaum vorstellbaren Grundgedanken gerne begnügen, die sie im Laufe ihrer Entwicklung klarer zu erfassen hofft, eventuell auch gegen andere einzutauschen bereit ist. Diese Ideen sind nämlich nicht das Fundament der Wissenschaft, auf dem alles ruht; dies ist vielmehr allein die Beobachtung. Sie sind nicht das Unterste, sondern das Oberste des ganzen Baues und können ohne Schaden ersetzt und abgetragen werden. Wir erleben dergleichen in unseren Tagen wiederum an der Physik, deren Grundanschauungen über Materie, Kraftzentren, Anziehung und dergleichen kaum weniger bedenklich sind als die entsprechenden der Psychoanalyse. Der Wert der Begriffe: Ichlibido, Objektlibido liegt darin, daß sie aus der Verarbeitung der intimen Charaktere neurotischer und psychotischer Vorgänge stammen. Die Sonderung der Libido in eine solche, die dem Ich eigen ist, und eine, die den Objekten angehängt wird, ist eine unerläßliche Fortführung einer ersten Annahme, welche

Sexualtriebe und Ichtriebe voneinander schied. Dazu nötigte mich wenigstens die Analyse der reinen Übertragungsneurosen (Hysterie und Zwang), und ich weiß nur, daß alle Versuche, von diesen Phänomenen mit anderen Mitteln Rechenschaft zu geben, gründlich mißlungen sind.

Bei dem völligen Mangel einer irgendwie orientierenden Trieblehre ist es gestattet oder besser geboten, zunächst irgendeine Annahme in konsequenter Durchführung zu erproben, bis sie versagt oder sich bewährt. Für die Annahme einer ursprünglichen Sonderung von Sexualtrieben und anderen, Ichtrieben, spricht nun mancherlei nebst ihrer Brauchbarkeit für die Analyse der Übertragungsneurosen. Ich gebe zu, daß dieses Moment allein nicht unzweideutig wäre, denn es könnte sich um indifferente psychische Energie handeln, die erst durch den Akt der Objektbesetzung zur Libido wird. Aber diese begriffliche Scheidung entspricht erstens der populär so geläufigen Trennung von Hunger und Liebe. Zweitens machen sich *biologische* Rücksichten zu ihren Gunsten geltend. Das Individuum führt wirklich eine Doppelsexistenz als sein Selbstzweck und als Glied in einer Kette, der es gegen, jedenfalls ohne seinen Willen dienstbar ist. Es hält selbst die Sexualität für eine seiner Absich-

/46/

ten, während eine andere Betrachtung zeigt, daß es nur ein Anhängsel an sein Keimplasma ist, dem es seine Kräfte gegen eine Lustprämie zur Verfügung stellt, der sterbliche Träger einer - vielleicht - unsterblichen Substanz, wie ein Majoratsherr nur der jeweilige Inhaber einer ihn überdauernden Institution. Die Sonderung der Sexualtriebe von den Ichtrieben würde nur diese doppelte Funktion des Individuums spiegeln. Drittens muß man sich daran erinnern, daß all unsere psychologischen Vorläufigkeiten einmal auf den Boden organischer Träger gestellt werden sollen. Es wird dann wahrscheinlich, daß es besondere Stoffe und chemische Prozesse sind, welche die Wirkungen der Sexualität ausüben und die Fortsetzung des individuellen Lebens in das der Art vermitteln. Dieser Wahrscheinlichkeit tragen wir Rechnung, indem wir die besonderen chemischen Stoffe durch besondere psychische Kräfte substituieren.

Gerade weil ich sonst bemüht bin, alles andersartige, auch das biologische Denken, von der Psychologie fernzuhalten, will ich an dieser Stelle ausdrücklich zugestehen,

daß die Annahme gesonderter Ich- und Sexualtriebe, also die Libidotheorie, zum wenigsten auf psychologischem Grunde ruht, wesentlich biologisch gestützt ist. Ich werde also auch konsequent genug sein, diese Annahme fallenzulassen, wenn sich aus der psychoanalytischen Arbeit selbst eine andere Voraussetzung über die Triebe als die besser verwertbare erheben würde. Dies ist bisher nicht der Fall gewesen. Es mag dann sein, daß die Sexualenergie, die Libido - im tiefsten Grund und in letzter Ferne -, nur ein Differenzierungsprodukt der sonst in der Psyche wirkenden Energie ist. Aber eine solche Behauptung ist nicht belangreich. Sie bezieht sich auf Dinge, die bereits so weit weg sind von den Problemen unserer Beobachtung und so wenig Kenntnisisinhalt haben, daß es ebenso müßig ist, sie zu bestreiten, wie sie zu verwerten; möglicherweise hat diese Uridentität mit unseren analytischen Interessen sowenig zu tun wie die Urverwandtschaft aller Menschenrassen mit dem Nachweis der von der Erbschaftsbehörde geforderten Verwandtschaft mit dem Erblasser. Wir kommen mit all diesen Spekulationen zu nichts; da wir nicht warten können, bis uns die Entscheidungen der Triblehre von einer anderen Wissenschaft geschenkt werden, ist es weit zweckmäßiger zu versuchen, welches Licht

/47/

durch eine Synthese der psychologischen Phänomene auf jene biologischen Grundrätsel geworfen werden kann. Machen wir uns mit der Möglichkeit des Irrtums vertraut, aber lassen wir uns nicht abhalten, die ersterwählte Annahme eines Gegensatzes von Ich- und Sexualtrieben, die sich uns durch die Analyse der Übertragungsneurosen aufgedrängt hat, konsequent fortzuführen, ob sie sich widerspruchsfrei und fruchtbringend entwickeln und auch auf andere Affektionen, z. B. die Schizophrenie, anwenden läßt.

Anders stünde es natürlich, wenn der Beweis erbracht wäre, daß die Libidotheorie an der Erklärung der letztgenannten Krankheit bereits gescheitert ist. C. G. Jung hat diese Behauptung aufgestellt (1912) und mich dadurch zu den letzten Ausführungen, die ich mir gern erspart hätte, genötigt. Ich hätte es vorgezogen, den in der Analyse des Falles Schreber betretenen Weg unter Stillschweigen über dessen Voraussetzungen bis zum Ende zu gehen. Die Behauptung von Jung ist aber zum mindesten eine Voreiligkeit.

Seine Begründungen sind spärlich. Er beruft sich zunächst auf mein eigenes Zeugnis, daß ich selbst mich genötigt gesehen habe, angesichts der Schwierigkeiten der Schreber-Analyse den Begriff der Libido zu erweitern, das heißt seinen sexuellen Inhalt aufzugeben, Libido mit psychischem Interesse überhaupt zusammenfallen zu lassen. Was zur Richtigstellung dieser Fehldeutung zu sagen ist, hat Ferenczi in einer gründlichen Kritik der Jung'schen Arbeit bereits vorgebracht (1913 b). Ich kann dem Kritiker nur beipflichten und wiederholen, daß ich keinen derartigen Verzicht auf die Libidotheorie ausgesprochen habe. Ein weiteres Argument von Jung, es sei nicht anzunehmen, daß der Verlust der normalen Realfunktion allein durch die Zurückziehung der Libido verursacht werden könne, ist kein Argument, sondern ein Dekret; *it begs the question*, es nimmt die Entscheidung vorweg und erspart die Diskussion, denn ob und wie das möglich ist, sollte eben untersucht werden. In seiner nächsten großen Arbeit (1913 [339-40]) ist Jung an der von mir längst angedeuteten Lösung knapp vorbeigekommen: »Dabei ist nun allerdings noch in Betracht zu ziehen-worauf übrigens Freud in seiner Arbeit in dem Schreberschen Falle [1911 c] Bezug nimmt -, daß die Introversion der *Libido sexualis* zu

/48/

einer Besetzung des >Ich< führt, wodurch möglicherweise jener Effekt des Realitätsverlustes herausgebracht wird. Es ist in der Tat eine verlockende Möglichkeit, die Psychologie des Realitätsverlustes in dieser Art zu erklären.« Allein Jung läßt sich mit dieser Möglichkeit nicht viel weiter ein. Wenige Zeilen' später tut er sie mit der Bemerkung ab, daß aus dieser Bedingung »die Psychologie eines asketischen Anachoreten hervorgehen würde, nicht aber eine Dementia praecox«. Wie wenig dieser ungeeignete Vergleich eine Entscheidung bringen kann, mag die Bemerkung lehren, daß ein solcher Anachoret, der »jede Spur von Sexualinteresse auszurotten bestrebt ist« (doch nur im populären Sinne des Wortes »sexual«), nicht einmal eine pathogene Unterbringung der Libido aufzuweisen braucht. Er mag sein sexuelles Interesse von den Menschen gänzlich abgewendet und kann es doch zum gesteigerten Interesse für Göttliches, Natürliches, Tierisches sublimiert haben, ohne einer Introversion seiner Libido auf seine Phantasien oder einer Rückkehr derselben zu seinem Ich verfallen zu sein. Es scheint, daß dieser Vergleich die mögliche Unterscheidung vom Interesse aus

erotischen Quellen und anderen von vornherein vernachlässigt. Erinnern wir uns ferner daran, daß die Untersuchungen der Schweizer Schule trotz all ihrer Verdienstlichkeit doch nur über zwei Punkte im Bilde der Dementia praecox Aufklärung gebracht haben, über die Existenz der von Gesunden wie von Neurotikern bekannten Komplexe und über die Ähnlichkeit ihrer Phantasiebildungen mit den Völkermythen, auf den Mechanismus der Erkrankung aber sonst kein Licht werfen konnten, so werden wir die Behauptung Jungs zurückweisen können, daß die Libidotheorie an der Bewältigung der Dementia praecox gescheitert und damit auch für die anderen Neurosen erledigt sei.

**Melanie Klein: Die Bedeutung des Symbolbildung für die Ich-Entwicklung (1930).
in: dies. Gesammelte Schriften, Bd. I Teil 1 (S. 351-368)**

/351/

Die folgenden Ausführungen beruhen auf der Annahme eines frühen Entwicklungsstadiums, in dem es zur Aktivierung des Sadismus auf allen Quellgebieten kommt.' Diese Phase wird durch die *oral-sadistische* Begierde, die Brust, resp. die Mutter zu fressen, eingeleitet, klingt in der *früheren analen* Stufe ab und umfaßt nach meinen Erfahrungen die höchste Blüte des Sadismus. Ihr leitendes Streben ist darauf gerichtet, sich den Inhalt des Mutterleibes anzueignen und sie mit allen Mitteln des Sadismus zu zerstören. Diese Phase leitet zugleich auch den Ödipuskonflikt ein. Die bereits beginnende Wirksamkeit des Genitales bleibt zunächst undurchsichtig, da die prägenitalen Triebregungen das Feld beherrschen. *Die Tatsache, daß der Beginn des Ödipuskonfliktes unter der Vorherrschaft des Sadismus erfolgt, ist die Grundlage für alle meine weiteren Aufstellungen.*

Das Kind erwartet, im Innern der Mutter den Penis des Vaters, Exkreme und Kinder, die es eßbaren Stoffen gleichsetzt, zu finden. Seine frühesten Phantasien vom Koitus der Eltern (»Sexualtheorien«) gehen dahin, daß der väterliche Penis, resp. der ganze Vater der Mutter einverleibt wird. Die auf diese Weise gegen beide Elternteile gerichteten sadistischen Angriffe, in denen diese in der Phantasie zerbissen, zerrissen,

zerschnitten, zerstampft werden, lösen die Angst vor der Strafe beider, miteinander vereinigten Eltern aus - eine Angst, die sich zufolge der oral-sadistischen Introjektion der Objekte auch verinnerlicht und so den *äußeren* Objekten und den *introjizierten*, also auch schon dem *frühen Über-Ich* gilt. Diese Angstsituationen der frühen Stufen haben sich mir als die tiefsten und überwältigendsten erwiesen. Bei dem in der Phantasie verübten Angriff auf den Mutterleib kommt dem nach meinen Erfahrungen im dichten Anschluß an den oralen Sadismus und Muskelsadismus einsetzenden *urethralen* und *anal*en Sadismus eine bedeutungsvolle Rolle zu. Die Exkremente werden in

/352/

der Phantasie in gefährliche Waffen verwandelt, das Nässen einem Schneiden, Stechen, Brennen, Überschwemmen, die Stuhlstange Angriffswaffen und Geschossen gleichgesetzt. In einem späteren Abschnitt der von mir beschriebenen Phase werden die gewaltsamen Angriffsmethoden durch versteckte, mit den raffinierten Mitteln des Sadismus unternommene, abgelöst und die Exkremente vergiftenden Stoffen gleichgesetzt.

Das Übermaß des Sadismus löst Angst aus und setzt die frühesten Methoden der Abwehr seitens des Ichs in Gang. Freud schreibt¹²: »Es kann leicht sein, daß der seelische Apparat vor der scharfen Sonderung von Ich und Es, vor der Ausbildung eines Über-Ichs, andere Methoden der Abwehr übt als nach der Erreichung dieser Organisationsstufen.« Nach meinen Ergebnissen richtet sich die früheste Abwehr des Ichs gegen zwei Gefahrquellen: gegen den *eigenen Sadismus und das angegriffene Objekt*. Diese Abwehr trägt einen gewaltsamen, dem Ausmaße des Sadismus entsprechenden Charakter und unterscheidet sich wesentlich von dem späteren Mechanismus der Verdrängung. In der Relation zum eigenen Sadismus bedeutet diese Abwehr ein *Hinausdrängen*, in der Relation zum Objekt dessen *Vernichtung*. Der *Sadismus* wird zur *Gefahrquelle*, weil von ihm der Anlaß zur Angstentbindung ausgeht und weil die gegen das Objekt gewendeten *zerstörenden* Mittel des Sadismus als Gefahr auch für den *eigenen Körper* empfunden werden. - Das angegriffene Objekt wird zur Gefahrquelle, weil die analogen Angriffe von seiner Seite befürchtet werden. Dem ganz unentwickelten Ich fällt also die auf dieser Stufe noch unlösbare Aufgabe der schwersten Angstbewältigung zu.

Nach Ferenczi kommt die Identifikation - die Vorstufe der Symbolik - so zustande, daß das ganz kleine Kind in jedem Ding seine Organe und deren Tätigkeiten wiederzufinden sucht. Nach Jones ermöglicht »das Lustprinzip den Vergleich zweier sonst ganz verschiedener Dinge auf Grund einer lust- oder interessebetonten Ähnlichkeit.« - Ich bin in einer vor Jahren erschienenen Arbeit, auf diese Aufstellungen gestützt, zu dem Ergebnis gelangt, daß die Symbolik

/353/

die Grundlage aller Sublimierungen und Begabungen sei, indem Dinge, Tätigkeiten, Interessen auf dem Wege der symbolischen Gleichsetzung Gegenstand libidinöser Phantasien werden.

Ich kann nun meine damaligen Aufstellungen dahin ergänzen, daß nebst dem libidinösen Interesse es die in der von mir beschriebenen Phase einsetzende *Angst* ist, die den Mechanismus der Identifikation in Gang setzt. Die Zerstörungswünsche gegen die die Objekte vertretenden Organe - Penis, Vagina, Brust - lösen Angst vor den Objekten aus. Diese Angst trägt zur Gleichsetzung dieser Organe mit anderen Dingen bei und treibt dann von den durch diese *Gleichsetzung zu Angstobjekten* verwandelten Dingen weg zu immer neuen und anderen Gleichsetzungen, die die Basis für ein mit diesen Gegenständen verknüpftes Interesse und für die Symbolik bilden.

Die Symbolik wird so nicht nur die Grundlage für alle Phantasietätigkeit und Sublimierungen, sondern - mehr als das - auch die für die Herstellung der Beziehung zur Umwelt und Realität im allgemeinen. Ich hob hervor, daß das Objekt des höchstgesteigerten Sadismus und des mit diesem einsetzenden und einhergehenden Wißtriebes der Mutterleib mit seinem phantasierten Inhalt ist. Diese auf den Mutterleib gerichteten sadistischen Phantasien stellen die erste und grundlegende Beziehung zur Außenwelt und Realität her, der mehr oder weniger gelungene Durchgang durch diese Phase wird grundlegend für die weitere Erwerbung einer Umwelt im realitätsgerechten Sinne. Die früheste Realität des Kindes ist demnach eine ganz phantastische; es ist von Angstobjekten umgeben, wobei Exkremete, Organe, Objekte, leblose und belebte Dinge zunächst einander äquivalent sind. Von dieser irrealen Realität geht schrittweise im Einklange mit der Ich-Entwicklung die Herstellung einer wirklichen Realitätsbeziehung aus. Ich-Entwicklung und Realitätsbeziehung sind somit abhängig

von der besseren oder geringeren Fähigkeit des ganz frühen Ichs, den Druck der frühesten Angstsituationen zu ertragen, wobei es sich wieder um ein gewisses Optimum der zusammenwirkenden Faktoren handelt. Ein genügendes Ausmaß an Angst ist die Grundlage für eine reiche Symbolbildung und Phantasietätigkeit; eine genügende Fähigkeit des Ichs, Angst zu ertragen, ist die Vorbedingung für eine gelungene Ver-

/354/

arbeitung dieser Angst, den günstigen Verlauf dieser grundlegenden Phase und das Gelingen der Ich-Entwicklung.

Diese Aufstellungen, die das Resultat meiner allgemeinen analytischen Erfahrungen sind, erhalten eine besonders beweiskräftige Bestätigung durch einen Fall, bei dem eine ungewöhnliche Hemmung der Ich-Entwicklung vorlag.

Dieser Fall, auf den ich nun näher eingehen werde, ist der eines vierjährigen Knaben, der seinem geringen Wortschatze nach und intellektuell auf der Stufe eines etwa fünfzehn bis achtzehn Monate alten Kindes sich befand. Realitätsanpassung und Gefühlsbeziehung zur Umwelt fehlten fast vollständig. Weitgehend affektlos, war Dick auch gleichgültig gegen die Anwesenheit oder Abwesenheit von Mutter und Nurse. Angst war seit jeher nur selten und in abnorm geringem Ausmaße aufgetreten. Mit Ausnahme eines Interesses, auf das ich später zurückkomme, hatte er kaum irgendwelche Interessen oder Spieltätigkeit und auch keine Verständigung mit der Umwelt entwickelt. Dick reihte meist nur in sinnloser Weise Laute aneinander, wobei er einzelne Klänge fortgesetzt wiederholte, und wendete auch seinen geringen Wortschatz meist nicht richtig an.

Es lag aber nicht nur eine Unfähigkeit zur Verständigung vor, sondern es mangelte auch der Wunsch darnach. Mehr als das, es war für die Mutter deutlich ein Gegenwille fühlbar, der sich darin ausdrückte, daß Dick oft das Gegenteil dessen, was von ihm erwartet wurde, tat. Gelang es z.B. ihn zum Nachsprechen einzelner Worte zu bringen, so veränderte er oft diese Worte völlig, bei anderen Gelegenheiten aber konnte er die gleichen Worte gut aussprechen. Zeitweise wieder sprach er die Worte richtig nach, wiederholte sie dann aber immer wieder und auf mechanische Art bis zum Überdruß

der Umgebung. Beiderlei Verhalten ist ein von dem des neurotischen Kindes abweichendes. Während sich beim neurotischen Kinde die Ablehnung in Form von Trotz, die Folgsamkeit - auch wo sie überängstlich auftritt - doch mit einem gewissen Verständnis und mit einer Beziehung zur Sache oder Person zu äußern pflegt, war die Ablehnung und Folgsamkeit Dicks affekt- und verständnislos. - Dick bewies ferner, wenn er sich beschädigte, eine weitgehende Unempfindlichkeit gegen Schmerz und empfand auch gar nicht das sonst bei kleinen Kindern so allgemeine Bedürfnis, nach einer solchen Beschädigung getröstet und ge-

/355/

liebkost zu werden. - Ganz ungewöhnlich war auch seine körperliche Ungeschicklichkeit. Er vermochte Messer oder Schere nicht festzuhalten, wobei aber hervorzuheben ist, daß er den Löffel, mit dem er aß, normal handhaben konnte.

Der Eindruck, den ich bei seinem ersten Besuch bei mir gewann, war der, daß sein Verhalten von dem bei neurotischen Kindern beobachteten ganz abweichend sei. Er hatte die Nurse ohne jede Affektäußerung verlassen und war mir ganz gleichgültig in das Zimmer gefolgt. Dort lief er ziel- und planlos auf und ab, - wiederholt auch rund um mich herum, wobei er keinen Unterschied zwischen mir und den Möbelstücken machte, für die Gegenstände im Zimmer aber auch keinerlei Interesse zeigte. Bei diesem Hin- und Herlaufen machten seine Bewegungen keinen koordinierten Eindruck. Der Augen- und Gesichtsausdruck war starr, abwesend und interesselos. Ich ziehe wieder das Verhalten schwer neurotischer Kinder zum Vergleich heran. Ich denke dabei an jene Kinder, die, ohne daß es zu einem eigentlichen Angstausschlag kommt, sich beim ersten Besuch bei mir scheu und steif in eine Ecke drücken oder bewegungslos vor dem Tischchen mit dem Spielzeug sitzen oder auch - ohne zu spielen - nur den einen oder anderen Gegenstand aufnehmen und wieder hinlegen. Bei all diesen Verhaltensarten ist die große latente Angst deutlich kennbar; die Ecke, das Tischchen bilden eine Zuflucht vor mir. - Dicks Verhalten aber diente keinem Sinn und Zweck und war auch nicht mit Affekt und Angst verbunden.

Ich gehe nun auf die Vorgeschichte näher ein. Dick hatte eine ungewöhnlich unbefriedigende und gestörte Säugeperiode gehabt, da die Mutter die ergebnislosen Versuche, ihn zu stillen, einige Wochen fortsetzte, wobei er fast verhungerte. Es wurden

dann Versuche mit künstlicher Ernährung unternommen. Als Dick endlich im Alter von sieben Wochen eine Amme bekam, gedieh er auch nicht mehr an der Brust. Er litt an Magen-Darm-Störungen und war mit einem prolapsus am behaftet, zu dem später auch Hämorrhoiden hinzukamen. Von Bedeutung für den Entwicklungsverlauf war zweifellos auch die Tatsache, daß das Kind zwar alle nötige Fürsorge, aber keine wirkliche Liebe genoß, da die Mutter ihm von Anfang an mit Kälte begegnete.

/356/

Da auch der Vater und die Kinderfrau dem Kinde keine Zärtlichkeit zuteil werden ließen, ist Dick in einer ungewöhnlich liebesarmen Umgebung aufgewachsen. Als Dick im dritten Lebensjahre eine andere, geeignete und liebevolle Nurse bekam, bald nachher auch längere Zeit mit der sehr zärtlichen Großmutter beisammen war, zeigte sich der Einfluß dieser Änderungen auf folgende Art in seiner Entwicklung. Dick, der in etwa normalem Alter gehen gelernt hatte, war nur schwer an die Beherrschung der exkretalen Funktionen zu gewöhnen. Unter dem Einfluß der neuen Nurse ging die Reinlichkeitsgewöhnung viel schneller vonstatten. Er wurde mit etwa drei Jahren sauber und zeigte dann sogar in diesem Punkte einen gewissen Ehrgeiz und Ängstlichkeit. Auch in einem anderen Punkte zeigte sich im vierten Lebensjahre eine Empfindlichkeit gegen Tadel. Die Nurse hatte festgestellt, daß er onanierte, und ihm dies als »naughty« verwiesen. Diese Verweise lösten deutlich Ängstlichkeit und Schuldgefühl bei ihm aus. Auch zeigte Dick im vierten Lebensjahre im allgemeinen ein größeres Bestreben zur Anpassung, das aber sich vorwiegend auf äußere Dinge, insbesondere die mechanische Erlernung einer Anzahl neuer Worte, erstreckte. - Es hatten von Anfang an ganz abnorme Eßschwierigkeiten vorgelegen. Als Dick die Amme bekam, erwies er sich als ganz saugeunlustig, was sich dann auch später nicht mehr änderte. Er wollte dann auch nicht aus der Flasche trinken. Als er zu festerer Nahrung übergehen sollte, weigerte er sich, sie zu zerbeißen, und lehnte alle nicht breiige Nahrung völlig ab; aber auch die breiige Nahrung mußte ihm fast gewaltsam beigebracht werden. Der günstige Einfluß der neuen Nurse machte sich nun auch in der Richtung geltend, daß die Nahrungsaufnahme sich etwas besserte, wobei aber die Eßschwierigkeiten im wesentlichen weiter bestehen blieben. Der Einfluß der liebevollen Nurse hatte sich also zwar in einigen Punkten in Dicks Entwicklung geltend gemacht, hatte aber nicht die

fundamentalen Entwicklungsdefekte berührt. Dick hatte zur Nurse ebenso wenig wie zu anderen einen gemütlichen Rapport hergestellt, es war also auch der

/357/

Zärtlichkeit von Nurse und Großmutter nicht gelungen, die unterbliebene Objektbeziehung Dicks in die Wege zu leiten.

Die ungewöhnliche Entwicklungshemmung Dicks hat sich mir in der Analyse als die Folge des Mißlingens der frühesten, eingangs meines Vortrages besprochenen Entwicklungsschritte erwiesen. Bei Dick lag eine völlige, allem Anscheine nach konstitutionelle Unfähigkeit des Ich, Angst zu ertragen, vor. Es erwies sich, daß das Genitale bei ihm sehr früh in Wirksamkeit getreten war; dies wurde bestimmend für eine verfrühte und überstarke Identifizierung mit dem angegriffenen Objekt und hatte die verfrühte Abwehr des Sadismus verstärkt. Das Ich hatte den Ausbau der Phantasietätigkeit und die Herstellung der Realitätsbeziehung abgestellt. Die Symbolbildung war bei ihm nach geringen Ansätzen zum Stocken gelangt. Die vorhandenen Ansätze hatten sich in einem Interesse dokumentiert, das aber - vereinzelt und ohne Beziehung zur Realität - nicht die Grundlage für weitere Sublimierungen abgeben konnte. Das Kind war gleichgültig gegen die meisten ihn umgebenden Dinge und Spielsachen, erfaßte auch deren Zweck und Sinn nicht, hatte aber Interesse für Züge, Bahnhöfe, ferner für Türknöpfe, Türen und das Öffnen und Schließen von Türen.

Das Interesse für die eben aufgezählten Dinge und Handlungen hatte einen gemeinsamen Ursprung: Es galt dem Eindringen des Penis in den Mutterleib; Türen und Verschlüsse stellten Aus- und Eingänge des Mutterleibes, die Türknöpfe den Penis des Vaters [und seinen eigenen Penis]" dar. Die weitere Symbolbildung war also zum Stocken gelangt an der Angst vor dem, was ihm *nach* dem Eindringen in den Mutterleib dort - insbesondere seitens des väterlichen Penis - geschehen würde. Ferner erwies sich die Abwehr gegen die destruktiven Regungen als grundlegendes Entwicklungshindernis. Bei Dick lag eine absolute Unfähigkeit zu jeder Aggression vor, deren Grundlage sich schon so früh in seiner Abneigung gegen das Zerbeißen von Nahrung dokumentiert hatte. Im Alter von vier Jahren vermochte Dick Schere, Messer, Werkzeuge nicht festzuhalten und zeigte auch eine ungewöhnliche Ungeschicklichkeit

in allen Bewegungen. Die Abwehr gegen die sadistischen mit den Koitusphantasien verbundenen Regun-

/358/

gen gegen den Mutterleib und dessen Inhalt hatten zur Einstellung der Phantasien, zum Stocken der Symbolbildung geführt. Dicks weitere Entwicklung war daran gescheitert, daß er die sadistische Beziehung zum Mutterleib in der Phantasie nicht herzustellen vermochte.

Die ungewöhnliche Schwierigkeit, vor die mich Dicks Analyse stellte, war nicht die mangelnde Sprachfähigkeit. Die Spieltechnik, die, den symbolischen Darstellungen des Kindes folgend, den Zugang zu Angst und Schuldgefühl eröffnet, vermag der Assoziationen durch das Wort weitgehend zu entraten. Diese Technik beruht aber auch nicht etwa nur auf der Analyse des *Spiel*es, sondern kann - wie das bei spielgehemmten Kindern geschieht, - das Material auch aus der Symbolik, die sich in den Einzelheiten des allgemeinen Verhaltens des Kindes offenbart, erschließen." Bei Dick mangelte es aber an der Entwicklung der Symbolik. Dies ging zunächst aus dem Mangel einer Affektbeziehung zu den Dingen hervor, die ihm nahezu alle gleichgültig waren. Er besaß fast kein spezielles Verhältnis zu bestimmten Gegenständen, wie das sonst auch bei schwer gehemmten Kindern der Fall ist. Zuzufolge der mangelnden affektiven und symbolischen Beziehung zu den Dingen hatten etwaige Handlungen, die Dick mit ihnen vornahm, deshalb auch nicht den Phantasiegehalt, der ihnen den Charakter symbolischer Darstellungen gibt. Sein Mangel an Interesse für die Umwelt, die Schwierigkeiten der Verständigung mit ihm waren, - wie ich an bestimmten Unterschieden in seinem Verhalten zu dem anderer Kinder erkennen konnte, - nur die Auswirkung der fehlenden symbolischen Beziehung zu den Dingen. Bei diesem, dem *grundlegenden* Hindernis für die Herstellung einer Verständigung hatte also die Analyse einzusetzen.

Dick hatte, als ich ihn zur ersten Stunde von der Nurse übernahm, diese - wie schon erwähnt - ohne jede Affektäußerung verlassen. Als ich ihm die vorbereiteten Spielsachen zeigte, betrachtete er sie völlig interesselos. Ich stellte dann einen größeren neben einen kleineren

/359/

Zug und benannte sie »Papa-Zug« und »Dick-Zug«. Er nimmt hierauf den kleineren, von mir Dick benannten Zug, läßt ihn zum Fenster fahren und sagt »Station«. Ich erkläre: »Station ist Mutti, Dick fährt in die Mutti«. Er läßt hierauf den Zug sein, läuft zu dem durch die Doppeltüren des Zimmers gebildeten Zwischenraum, schließt sich dort ein, sagt dabei »dunkel«, läuft gleich wieder von dort heraus und wiederholt dieses Vorgehen einige Male. Ich erkläre: »dunkel in Mutti, Dick ist in dunkler Mutti«. - Dazwischen nimmt er wieder den Zug auf, flüchtet aber bald wieder in den Türzwischenraum. - Während meiner Erklärung, daß er in die dunkle Mutter gehe, - sagt er zweimal fragend: »Nurse?« Ich erwidere: »*Nurse is soon coming*« (Nurse wird bald kommen), was er wiederholt, auch später richtig anwendet und beibehält.- In der nächsten Stunde wiederholt er das Gehaben der ersten Stunde. - Er läuft nun aber ganz aus dem Zimmer hinaus in den dunklen Flur. Auch legt er den mit Dick benannten Zug in diesen Vorraum und will, daß er dort bleibe. - Wiederholt fragt er dabei: »*Nurse coming?*« (Kommt Nurse?). - In der dritten Stunde zeigt er das gleiche Verhalten, nun aber flüchtet er außer in den Flur und den Türzwischenraum auch in die Ecke hinter der Kommode, wobei er ängstlich ist und mich zum erstenmal zu sich ruft. Er fragt wiederholt mit nun deutlich erkennbarer Ängstlichkeit nach der Nurse, die er, als die Stunde vorüber ist, in ganz ungewohnter Weise freudig begrüßt. Mit dem Hervortreten von Angst hatte also auch das Anlehnungsbedürfnis zuerst an mich, dann auf die Nurse eingesetzt, zugleich aber auch das Interesse für meine zur Beruhigung verwendeten Worte, denn - abweichend von seinem sonstigen Verhalten - hatte er ja meine Worte »*Nurse is soon coming*« nachgesprochen und auch behalten. Während dieser dritten Stunde aber hatte er auch die Spielsachen zum erstenmal mit Interesse betrachtet, wobei zugleich auch eine aggressive Regung hervortrat. Er sagte, auf einen kleinen Kohlenwagen deutend: »Schneiden.« Ich gab ihm eine Schere, und er versuchte, an den schwarzen, Kohle darstellenden Holzstückchen zu kratzen, konnte aber die Schere nicht halten. Auf einen Blick von ihm schnitt ich diese Holzstückchen aus dem Wagen heraus, wonach Dick den beschädigten Wagen und dessen Inhalt in die Schublade warf und sagte: »*gone*«, d.i. »weggegangen«. Ich deutete ihm den Vorgang dahin, daß Dick aus der Mutter Stuhl herausschneide. Hierauf läuft er in den Türzwi-

/360/

schenraum, kratzt ein wenig mit den Nägeln an der Türe, zeigt also die Identifizierung von Türzwischenraum mit dem Wagen und beider mit dem Mutterleib, den er angreift. Er läuft gleich wieder aus dem Türzwischenraum heraus, entdeckt den Schrank und kriecht hinein. - Zu Beginn der nächsten Stunde weint Dick, als die Nurse ihn verläßt - ein bei ihm ungewöhnliches Verhalten, er beruhigt sich aber bald. Er vermeidet diesmal Türzwischenraum, Schrank und Ecke, beschäftigt sich aber eingehender und mit deutlich einsetzender Wißbegierde mit dem Spielzeug. Er stößt hierbei auf den in der letzten Stunde beschädigten Wagen und dessen Inhalt, schiebt beides schnell beiseite und verdeckt es mit Spielzeug. Nach meiner Deutung, daß der beschädigte Wagen die Mutter vorstelle, sucht er den Wagen und die Kohlenstückchen wieder hervor und trägt sie in den Türzwischenraum. Der Fortgang der Analyse erwies, daß dieses Hinauswerfen die Ausstoßung darstellte und sowohl dem beschädigten Objekt, wie dem eigenen Sadismus resp. dessen Mitteln galt, der auf diese Weise in die Außenwelt projiziert wurde. Dick hatte auch das Waschbecken als Symbol des Mutterleibes entdeckt und eine außerordentliche Angst vor dem Benäßtwerden durch Wasser trat hervor. Er wischte das Wasser von seiner und meiner Hand, die er auch ins Wasser getaucht hatte, ängstlich weg und zeigte gleich hernach dieselbe Angst beim Urinieren. Urin und Stuhl bedeuteten beschädigende, gefährliche Stoffe für ihn.

Es erwies sich, daß ihm Stuhl, Urin, Penis in der Phantasie als Angriffsobjekte gegen den Mutterleib dienten und deshalb auch als beschädigend für ihn selbst empfunden wurden. Diese Phantasien hatten

/361/

Anteil an der Angst vor dem Leibesinhalt der Mutter, insbesondere vor dem im Mutterleib Phantasierten Penis des Vaters, den wir - zugleich mit sich verstärkender Aggression gegen denselben - in zahlreichen Darstellungen kennen lernten, wobei die Begierde, den Penis zu fressen und zu zerstören, hervortrat. Dick führte z.B. ein Spielmännchen zum Munde, knirschte mit den Zähnen und sagte: »*Tea daddy*«, damit meinte er: »Essen Papa«, worauf er Wasser zu trinken verlangte. Die Introjektion des väterlichen Penis erwies sich mit der Angst vor diesem, als einem primitiven

beschädigenden Über-Ich, und mit der Angst vor der Strafe seitens der beraubten Mutter - also mit der Angst vor den äußeren und introjizierten Objekten verbunden. Hierbei trat die früher von mir erwähnte, für diese Entwicklung bestimmende zu frühe Wirksamkeit der genitalen Stufe darin hervor, daß solche Darstellungen nicht nur von Angst, sondern auch von Reue, Mitleid und dem Bedürfnis, gut zu machen, gefolgt wurden. Dick legte dann diese Männchen auf meinen Schoß oder in meine Hand, tat alle Dinge in die Schublade zurück usw. Die frühe Wirksamkeit der von der genitalen Stufe ausgehenden Reaktionen, die eine Folge zu früher Ich-Entwicklung war, hatte diese selbst aber nur gehemmt. Diese frühe Identifizierung mit dem Objekt konnte noch nicht mit der Realität in Beziehung gebracht werden. So z.B. sagte Dick, als er einige Holzstückchen vom Bleistiftspitzen auf meinem Schoß sah: »Arme Frau Klein.« Er sagte aber ebenso bei einer ähnlichen Gelegenheit »armer Vorhang«. Nebst der Unfähigkeit, Angst zu ertragen, wurde diese zu frühe Einfühlung ein bestimmender Faktor zur Abwehr aller destruktiven Regungen. Dick hatte die Absperrung von der Realität und der Phantasietätigkeit durchgeführt, indem er Zuflucht in den Phantasien eines dunklen, leeren, unbestimmten Mutterleibes fand. Damit war es ihm geglückt, seine Aufmerksamkeit auch von den einzelnen Dingen in der Außenwelt, die den Inhalt des Mutterleibes, nämlich Penis, Exkreme, Kinder repräsentierten, abzuziehen. Den eigenen Penis als Organ des Sadismus und die eigenen Exkreme sollten als gefährlich und aggressiv entfernt, resp. negiert werden.

Es war in der Analyse von Dick gelungen, den Zugang zum Unbewußten herzustellen, indem ich mich mit den vorhandenen Ansätzen der Phantasietätigkeit und Symbolbildung in Verbindung setzte.

/362/

Daraus folgte eine Verminderung der latenten Angst, die das Manifestwerden von Angstquantitäten ermöglichte. Damit aber wurde die Verarbeitung dieser Angst mittels der symbolischen Beziehung zu Dingen und Objekten eingeleitet und zugleich wurden Wißtrieb und Aggression aktiviert. Jeder Schritt vorwärts war von der Auslösung neuer Angstquantitäten gefolgt und führte zur teilweisen Abwendung von Dingen, mit denen die affektive Beziehung schon hergestellt war und die so zu Angstobjekten geworden waren. Diese Abwendung war von der Zuwendung zu neuen Objekten begleitet, wobei

die Aggression und der Wißtrieb sich wieder zu diesen neuen affektiven Beziehungen gesellten. So z.B. mied Dick eine Zeitlang vollständig den Schrank, beschäftigte sich aber eingehend mit dem Waschbecken und dem elektrischen Ofen, die er in allen Teilen untersuchte, wobei sich wieder Zerstörungsabsichten gegen diese Gegenstände zeigten. Als er dann sein Interesse von Ofen und Waschbecken ab zu neuen Dingen, aber auch wieder zu schon bekannten und wieder aufgegebenen Dingen wendete und er sich neuerlich mit dem Schrank beschäftigte, war dieses neuerliche Interesse von einer viel stärkeren Aktivität, Wißbegierde und Aggression in allen Formen begleitet als vorher. Er schlug mit einem Löffel auf den Schrank ein, kratzte und schnitt mit dem Messer daran, bespritzte ihn mit Wasser. Er untersuchte nun lebhaft die Türangeln, das Funktionieren der Türe, des Schlosses usw., kletterte von innen hinauf und forschte auch den Bezeichnungen der einzelnen Teile nach. So vergrößerte er gleichzeitig mit diesen sich entwickelnden Interessen seinen Wortschatz, denn nun nahm er - und zwar im Zusammenhang mit dem fortschreitenden Interesse für die Dinge - die zugehörigen Worte auf, die er früher gehört und nicht beachtet hatte, und nun behielt er sie und wendete sie auch richtig an. Hand in Hand mit diesen sich entwickelnden Interessen und einer sich verstärkenden Übertragung auf mich setzte auch die vorher unterbliebene Objektbeziehung ein. Es hat sich in diesen Monaten ein zärtliches, normales Verhältnis zur Mutter und Nurse entwickelt; er verlangt nun nach ihrer Anwesenheit, wünscht, daß sie sich mit ihm beschäftigen, und ist betrübt, wenn sie ihn verlassen. Auch zum Vater besteht nun eine Beziehung, die wachsende Anzeichen der normalen Ödipuseinstellung zeigt und auch eine sich verstärkende Objektbeziehung im allgemeinen. Der früher fehlende Wunsch nach Verständigung hat voll

/363/

eingesetzt. Dick trachtet, sich mit Hilfe seines noch immer geringen, aber wachsenden Wortschatzes zu verständigen, und ist eifrig bestrebt, ihn zu vergrößern. Auch die Herstellung der Realitätsbeziehung ist, wie an zahlreichen Anzeichen erkennbar ist, angebahnt worden.

Die Behandlung umfaßte bisher sechs Arbeitsmonate, und die in dieser Zeit in allen fundamentalen Punkten angebahnte Entwicklung läßt eine günstige Prognose als berechtigt erscheinen. Einige in diesem Fall sich ergebende Probleme besonderer Art

haben sich als lösbar erwiesen. Es war möglich, mit Hilfe weniger Worte eine Verständigung zu erzielen, es war möglich bei dem ganz affekt- und interesselosen Kinde Angst zu aktivieren, und es war ferner auch möglich, die Angst schrittweise wieder aufzulösen und so zu dosieren. Hier möchte ich betonen, daß ich in diesem Falle eine Modifizierung meiner sonstigen Technik vorgenommen habe. Im allgemeinen deute ich das Material erst dann, wenn es in mehrfacher Darstellung zum Ausdruck gekommen ist. In diesem Falle hingegen, wo die Darstellungsfähigkeit fast vollständig fehlte, sah ich mich genötigt, auf Grund meiner allgemeinen Kenntnisse auf relativ vage Darstellungen hin zu deuten. Indem ich so den Zugang zum Unbewußten fand, gelang es mir, Angst und Affekte zu aktivieren. Durch die zugleich damit einsetzenden reicheren Darstellungen gewann ich bald eine festere Basis für die Analyse und konnte so allmählich zur üblichen Technik der Frühanalyse übergehen.

Ich habe früher beschrieben, auf welche Weise es gelang, durch Verminderung der latenten Angst ihr Manifestwerden zu ermöglichen. Die auftretende Angst wird z.T. durch die Deutung aufgelöst, zugleich aber eine bessere Art der Angstverarbeitung ermöglicht, indem sie auf immer neue Dinge und Interessen verteilt wird; hierdurch tritt eine Abschwächung der Angst ein, die sie für das Ich erträglich macht. Ob mit Hilfe dieser Dosierung das Ich fähig werden kann, normale Quantitäten von Angst zu ertragen und zu verarbeiten, kann nur durch den weiteren Verlauf der Behandlung erwiesen werden. Es handelt sich also in diesem Fall darum, durch die Analyse einen grundlegenden Entwicklungsfaktor zu verändern. Bei diesem Kinde, das sich nicht verständigen konnte und bei dem eine Beeinflussung des Ichs nicht möglich war, war der Versuch, sich den Zugang zum Unbewußten zu verschaffen und durch Verminderung der unbewußten

/364/

Schwierigkeiten die Entwicklung des Ichs anzubahnen, die einzige Möglichkeit einer Analyse. Der Zugang zum Unbewußten ging selbstverständlich auch in diesem Falle wie in jedem über das Ich. Es erwies sich hierbei, daß selbst dieses so mangelhaft entwickelte Ich ausreichend war, um die Verbindung mit dem Unbewußten herzustellen. Theoretisch bedeutsam scheint mir daran auch, daß es in einem so extremen Falle, bei dem das Ich so mangelhaft entwickelt war, gelang, sowohl die Ich-Entwicklung wie die

libidinöse Entwicklung nur durch die Analyse der unbewußten Konflikte ohne jedwede erzieherische Beeinflussung des Ichs herbeizuführen. Es scheint einleuchtend, daß, wenn selbst dieses mangelhaft entwickelte Ich eines Kindes, das überhaupt keine Realitätsbeziehung besaß, die mit Hilfe der Analyse bewirkte Aufhebung von Verdrängungen ertragen kann, ohne vom Es überwältigt zu werden, es nicht zu befürchten ist, daß bei neurotischen Kindern, also in sehr viel weniger extremen Fällen, das Es das Ich überwältigen könnte. Es ist auch bemerkenswert, daß der erzieherische Einfluß der Umgebung, der früher wirkungslos abprallte, nun, da zufolge der Analyse die Ich-Entwicklung fortschreitet, in steigendem Maße an Wirkung gewinnt, mit den durch die Analyse mobilisierten Triebregungen Schritt halten kann und vollauf genügt.

Ich habe nun auch noch auf die Frage der Diagnose einzugehen. Kollege Dr. Forsyth hat in diesem Falle die Diagnose Dementia praecox gestellt und den Versuch einer Analyse für angebracht gehalten. Für diese Diagnose spricht der Umstand, daß das Bild, das der Fall bot, mit dem Bilde einer fortgeschrittenen Dementia praecox Erwachsener in vielen wesentlichen Punkten übereinstimmte. - Es bestand - um es hier nochmals zusammenzufassen - eine fast vollständige Affekt- und Angstlosigkeit, eine sehr weitgehende Abziehung von der Realität und Unzugänglichkeit, das Fehlen eines gemütlichen Rapportes, negativistisches Verhalten abwechselnd mit Anzeichen von Befehlsautomatie, Gleichgültigkeit gegen Schmerz, Perseveration, also Symptome, die für die Dementia praecox charakteristisch sind. Für die Diagnose Dementia praecox spricht ferner der Umstand, daß eine organische Erkrankung sich mit Sicherheit ausschließen läßt, erstens durch den Befund von Dr. Forsyth, zweitens durch die Beeinflussbarkeit des Falles durch eine psychische Behandlung. Eine Psychoneurose ist in diesem Falle, wie mir die Analyse erwiesen hat, mit Sicherheit auszuschließen.

/365/

Gegen die Diagnose Dementia praecox spricht der Umstand, daß im wesentlichen eine Entwicklungshemmung und keine Regression vorliegt, ferner die überaus große Seltenheit der Dementia praecox im frühen Kindesalter, die viele Psychiater zu der Auffassung veranlaßt, eine Dementia praecox im frühen Kindesalter nicht anzuerkennen.

Ich enthalte mich der Stellungnahme zur Frage der Diagnose vom Standpunkt der klinischen Psychiatrie. Hingegen kann ich, auf meine allgemeinen analytischen Erfahrungen an Kindern gestützt, einige Bemerkungen genereller Art über die Psychose im Kindesalter machen. Ich kam zur Überzeugung, daß die Schizophrenie im Kindesalter sehr viel häufiger ist, als gewöhnlich angenommen wird. Von den Gründen, warum dies im allgemeinen nicht erkannt wird, führe ich einige an. 1) Die Eltern, insbesondere die der ärmeren Schichten, wenden sich meistens nur in verzweifelten Fällen, - wenn sie sich mit dem Kinde gar nicht mehr helfen können - an den Psychiater. Auf diese Weise entzieht sich eine beträchtliche Anzahl von Fällen der ärztlichen Beobachtung. 2) Bei den Fällen, die der Arzt zu sehen bekommt, ist er auf Grund einer flüchtigen Beobachtung häufig nicht imstande, die Schizophrenie festzustellen. So werden viele Fälle dieser Art unter unbestimmteren Bezeichnungen, wie »Entwicklungshemmung, Psychopathie, Verwahrlosung, (Asoziale) Debilität« usw. zusammengefaßt. 3) Vor allem aber ist die Schizophrenie im Kindesalter undurchsichtiger und unauffälliger als beim Erwachsenen. Züge, die für die Schizophrenie charakteristisch sind, fallen beim Kinde weniger auf, weil sie in geringerem Ausmaße zur Entwicklung des normalen Kindes gehören. So fallen auch eine starke Realitätsabsperrung, mangelnder gemütlicher Rapport, Unfähigkeit zu ausdauernder Beschäftigung, läppisches Verhalten und Unsinnreden beim Kinde weniger auf und werden auch anders gewertet als beim Erwachsenen. Die Überbeweglichkeit und die Bewegungsstereotypien sind beim Kinde eine überaus häufige Erscheinung und unterscheiden sich nur durch ihr Ausmaß von der Hyperkinese und den Stereotypien des Schizophrenen. Befehlsautomatie muß schon in sehr starkem Ausmaße vorliegen, um von den Eltern als etwas anderes als »Folgsamkeit« angesehen zu werden. Negativistisches Verhalten wird meistens als »Ungezogenheit« betrachtet, und die Dissoziiertheit ist ein Phänomen, das beim Kinde meist überhaupt nicht bemerkt wird. - Daß die phobische

/366/

Angst des Kindes oft schwere Verfolgungsideen paranoischen Charakters und hypochondrische Befürchtungen enthält, ist nur bei geschärfter Beobachtung, oft auch nur durch die Analyse festzustellen. 4) Noch häufiger als Psychosen liegen

psychotische Züge bei Kindern vor, die - unter ungünstigen Umständen - später zur Erkrankung führen.

Ich meine also, die vollentwickelte Schizophrenie im Kindesalter ist häufiger und insbesondere ist das Vorkommen schizophrener Züge eine viel allgemeinere Erscheinung, als gewöhnlich angenommen wird. Ich bin auch zur Überzeugung gekommen, die ich an anderer Stelle ausführlich begründen werde, daß der Begriff der Schizophrenie (im besonderen und der Psychose im allgemeinen) im Kindesalter einer Erweiterung bedarf, und sehe eine der vornehmsten Aufgaben der Kinderanalyse in der Aufdeckung und Heilung der Psychosen im Kindesalter. Die dabei sich ergebenden theoretischen Erkenntnisse dürften einen Beitrag zur Kenntnis der Struktur der Psychosen liefern und auch dazu verhelfen, die diagnostische Abgrenzung der einzelnen Erkrankungen gegeneinander zuverlässiger zu gestalten.

Im Sinne der von mir vorgeschlagenen Erweiterung halte ich es für begründet, den Fall von Dick als zur Schizophrenie zugehörig zu betrachten. Sein Fall unterscheidet sich allerdings von der typischen Schizophrenie im Kindesalter dadurch, daß bei ihm eine Entwicklungshemmung vorlag, während es in den meisten Fällen zu einer Regression nach einem Stück schon vollzogener Entwicklung kommt; ferner trägt auch die Schwere des Falles zur Ungewöhnlichkeit des Bildes bei. Trotzdem aber habe ich Grund anzunehmen, daß auch dieser Fall nicht vereinzelt dasteht, da ich in letzter Zeit zwei analoge Fälle (ungefähr im gleichen Alter wie Dick stehend) kennen

/367/

lernte. Die Annahme liegt also nahe, daß bei geschärfterem Blick die Kenntnis auch solcher Fälle sich vergrößern dürfte.

Ich fasse nun meine theoretischen Ergebnisse zusammen, denen außer dem hier vorgetragenen Fall auch noch einige andere weniger extreme Fälle von Schizophrenie von Kindern im Alter zwischen fünf und dreizehn Jahren und meine allgemeinen analytischen Erfahrungen zugrunde liegen.

Die Frühstadien des Ödipuskonfliktes stehen unter der Vorherrschaft des Sadismus. Sie fallen in eine Entwicklungsphase, die durch den oralen Sadismus eingeleitet wird, zu dem der urethrale Sadismus, der Muskelsadismus und der anale Sadismus sich gesellen, und finden mit der Vorherrschaft des analen Sadismus ihren Abschluß.

Die Abwehr gegen die libidinösen Triebregungen tritt erst in den späteren Stadien des Ödipuskonfliktes hervor, in den Frühstadien des Ödipuskonfliktes wendet sie sich gegen die mit den libidinösen Triebregungen negierten *destruktiven* Triebe. Die früheste Abwehr des Ichs richtet sich gegen den *eigenen Sadismus* und das *angegriffene Objekt* als Gefahrquellen und trägt noch einen gewaltsamen von dem Mechanismus der Verdrängung abweichenden Charakter. Diese gewaltsame Abwehr gegen den Sadismus richtet sich beim Knaben auch gegen den Penis als Exekutivorgan des Sadismus und ist eine der tiefsten Quellen aller Potenzstörungen.

Ich lasse nun diesen auf die Entwicklung des Normalen und des Neurotikers bezüglichen Aufstellungen die folgen, die sich auf die Genese der Psychosen beziehen.

Den ersten, die *gewaltsamen* Angriffe beinhaltenden Abschnitt der Phase der Höchstblüte des Sadismus habe ich als die Fixierungsstelle für die Dementia praecox, den zweiten, die *vergiftenden* Angriffe beinhaltenden und unter der Vorherrschaft der urethral- und analsadistischen Triebregungen stehenden Abschnitt dieser Phase habe ich als die Fixierungsstelle der Paranoia kennen gelernt.- Ich verweise auf die Feststellung Abrahams, daß bei der Paranoia die Libido auf die frühere anale Stufe regrediert. Meine Ergebnisse stehen auch in Ein-

/368/

klang mit den Aufstellungen Freuds, nach denen die Fixierungsstellen für die Dementia und Paranoia im narzißtischen Stadium liegen und die Fixierungsstelle für die Dementia der der Paranoia vorausgeht.

Die *übermäßige* und *zu frühe* Abwehr des Ichs gegen den Sadismus unterbindet die Herstellung der Realitätsbeziehung und den Ausbau der Phantasietätigkeit. Indem die weitere sadistische Aneignung und Erforschung des Mutterleibes wie auch die der Außenwelt - als eines Mutterleibes im weiteren Sinne - zum Stocken gelangt, wird die symbolische Beziehung mit den den Inhalt des Mutterleibes repräsentierenden Dingen und Objekten und damit zur Umwelt und zur Realität mehr oder weniger weitgehend eingestellt. Diese Zurückziehung wird zur Grundlage für die bei der Dementia praecox vorliegende Affektund Angstlosigkeit. Bei der Dementia praecox würde also die Regression bis zurück zu der frühen Entwicklungsphase erfolgen, in der die in der Phantasie

unternommene sadistische Aneignung und Zerstörung des Mutterleibes und die Herstellung der Realitätsbeziehung aus Angst unterbunden, resp. beeinträchtigt wurde.